Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 5 (1923)

Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen / zugerechnet / Einzelnummer kostet 20 Cts. /

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstraße 43. / Telephon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreise: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Cts., Ausland 40 Cts. Reklamen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Chiffergebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Donnerstag Mittag.

Alleinige Annoncen-Annahme: Orell Füßli-Annoncen Zürich, „Zürcherhof", Sonnenquai 10 (beim Bellevueplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Genf, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 20 — Aarau, 19. Mai 1923 — V. Jahrgang

Gott, Du bist groß!

Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister,
Und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
Geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
Und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
In unsern Händen hängt der Hammer schwer,
Bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
Die strahlend und als ob sie alles wüßte
Von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern,
Und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.
Gott, du bist groß!

Aus dem Stundenbuch
von Rainer Maria Rilke.

Pfingsten.

Pfingsten ist das Fest der Erfüllung. Was Ostern versprochen hat an Leben und Blühen, das hält Pfingsten. Und was jenes erste Ostern versprochen hatte, das hielt jenes erste und hält jedes neue Pfingsterlebnis.

Es ist sehr bedeutsam und tut unserer Menschheit not, es zu bedenken, daß die Sache Jesu nicht ihren Sieg über das zerfallende Heidentum errungen hätte, wenn Ostern das letzte Erlebnis der Jünger geblieben wäre.

Wohl hatten sie Großes und Größtes erfahren und daraus die Gewißheit geschöpft, daß ihr Meister lebe. Was aber taten sie nachher? Nichts für die Menschen, für die Jesus doch jeden Atemzug, jede Nervenfaser, jede Minute gegeben hatte! Nichts für die Welt und das Werk an ihr, um deswillen Jesus ausgegangen war und von dem er gesagt hatte: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden, und wie wollte ich, es brennte schon." Sie schürten es nicht. Sie saßen beisammen oder wandelten einsam und genossen mit ganzer Seele die fühlbare Nähe ihres geliebten Herrn.

Und doch wußten sie nicht, was mit ihrem Erlebnis anfangen oder wagten nicht, etwas anzufangen, bis zuletzt doch eine große Rat- und Mutlosigkeit über sie kam, trotz dem Großen, das sie besaßen.

Liegt diese Rat- und Mutlosigkeit nicht auch über den meisten, die sich Christen nennen, heute? Eine Rat- und Mutlosigkeit, wo es sich um zentrale Fragen der Religion, des Christentums und der Geisteswelt handelt. Sie hat denselben Grund wie bei den Jüngern. Wir Christen haben die Religion, das, was wir von Gott und Jesus wußten und hatten, viel zu sehr als eine schöne, erbauliche Privatsache betrachtet und genossen. Gott will aber, daß wir in der Kraft dessen, was wir von ihm und Jesus haben, in die Welt hinein gehen, um das Feuer zu schüren, das Jesus angezündet hat. Darum liegt auf einem Christentum, das als Genuß- und Privatsache behandelt wird, kein Segen und keine Lebensverheißung. Es muß stagnieren, wie Kanalwasser, das keine Mühle zu treiben hat.

Aber Gott ließ sein Werk nicht im Stich. Als die Jünger, durch die lange Zeit gleichartiger geistiger Hochspannung ohne Auswirkung ermüdet abgelassen hatten und nun ernüchtert, aber auch entmutigt und tatenlos da saßen, da hatte sich in ihrem Innern das Wachstum vollendet, das an Ostern gesät worden war.

Das persönliche Erleben setzte sich in einem einzigen Augenblick bei ihnen allen mit elementarer Wucht um in eine Verantwortung von ungeheurer Spannung, die sie aller Gefahr und aller Scheu vergessen ließ und einfach vermöge ihrer Gewalt hinaustrieb unter die Menschen, das abgebrochene Werk Jesu neu zu beginnen.

Der Geist, der **heilige** Geist war über sie gekommen. Der menschliche Geist ist immer egoistisch und will genießen, auch die Religion genießen. Gott aber will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und dieser Wille kann auf uns Menschen überspringen und in uns tiefe Verantwortung und Wille und Kraft zur Tat werden. Das ist die Taufe mit dem heiligen Geist, nach dem die Welt lechzt, mehr als nach Luft und frischem Wasser. Es kann nicht Pfingsten werden, nicht Erfüllung auf Erden, bis nicht Tausende und Abertausende, des Fürstlichlebens, des Egoismus', des eigenen Genießens satt und übersatt demütig-sehnsuchtsvoll ausrufen: „Komm, **heiliger** Geist!"

R. Gutknecht, B. D. M.

Soziale Bereitschaft.

Es hat Zeiten gegeben, nicht minder schwer, nicht minder sorgenbeladen als die unseren, Zeiten der verheerenden Kriege, der Pestilenz, der Hungersnöte, aber sie haben etwas vor uns voraus gehabt, die Selbstverständlichkeit des gegenseitigen Helfens. Die Menschen jener Tage fühlten sich verknüpft mit allem Vergangenen, verknüpft mit allem Werden der Zukunft, sie waren Glied in jener Kette, die von Geschlecht zu Geschlecht aus dem Dunkeln ins Ewige hinüber reicht und dadurch verwandt auch in allem Erdenleid. Heute aber ist dieser Zusammenhang zerrissen und wir spüren wie kaum je zuvor die Wahrheit des furchtbaren Wortes: homo homini lupus, denn Mensch steht gegen Mensch, Mensch wehrt sich gegen Mensch, als ob es keine Gemeinschaft zwischen dem Geschaffenen gäbe, kein Mitfühlen, keine Mitfreude, kein Mitleiden — nur Haß und Feindschaft. Jahrzehnte lang ist eben der Welt das Recht des Stärkeren, das Evangelium des Egoismus gepredigt worden, was wunders, daß im Augenblick, wo der Krieg und dann die Revolution mit ihrem großen Umschichtungsprozeß alle gewohnten Schranken des Gesetzes, der Sitte und der Gesellschaft niederrissen, die wilden Triebe der Menschennatur hemmungslos hervorbrachen. Gegen diese lang vorausgeschaute Entwicklung helfen keine Worte — sie seien denn eines Größeren, noch Ungeborenen — dagegen hilft nur das lebendige, tägliche Tun, das die Erkenntnis allmählig in ein Sein umwandelt. Aus diesem Gedanken und seiner verpflichtenden Kraft heraus ist nun bei uns in Oesterreich die soziale Bereitschaft entstanden. Sie ist kein Verein, sondern eine freie Vereinigung von Menschen, die die Not der Zeit und ihre Gründe erkannt haben und die meinen: keiner sei der Verantwortlichkeit am Weltenleid enthoben. Es ist hier nicht der Ort, von den Einzelheiten der Durchführung zu reden, sie werden wohl auch überall andere sein, je nachdem, was an helfenden Möglichkeiten schon vorhanden ist, je nach der Not, die jeweils nach Hilfe ruft. Es ist auch nicht an dem, daß eine dauernde, unwandelbare Einrichtung geschaffen wird, in der der Gedanke des Helfens zu fester Form erstarrt — all das gehört zwar mit zur sozialen Bereitschaft, aber es trifft nicht ihr eigentlichstes Wesen. Dieses drückt sich vielmehr im Gedanken der Verantwortung auch für das fremde Leid aus und im Gefühl einer unbedingten Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft alles Lebenden. Vielleicht war das ja immer so, aber der Krieg, die gemeinsame Not, der gemeinsame Schmerz hat ins helle Licht des Bewußtseins gestellt, was vorerst nur dunkles, dumpfes Ahnen war — die tief innerliche Verwandtschaft, die allem Menschlichen anhaftet. Hoffmannsthal sagt in einem seiner wundervollen Verse: „Ein Schatten fällt von jenen Leben in die andern Leben hinüber und die leichten sind an die schweren, wie an Luft und Erde gebunden. Viele Geschicke weben neben dem meinen, durcheinander spielt sie alle das Dasein und mein Teil ist mehr als dieses Lebens schlanke Flamme oder schmale Leier". Ueberall in der Welt ist eben die lärmende Freude nur durch eine dünne Wand von der Verzweiflung geschieden, wie Ruskin meint, und der Verzweiflung gibt es heute mehr denn je zuvor — einer Verzweiflung, die weit tiefer wurzelt als nur im eigenen Leid, die den Zusammenbruch einer ganzen Welt zum Nährboden hat. Ihr können wir nicht mit äußerer Hilfe allein Herr werden, sondern nur mit der **Art**, in welcher diese Hilfe — notwendig, wie sie auch ist — geboten wird. Wohl ist es wahr, daß wir die Not selbst nicht bannen können, das ginge weit über Menschenkraft, aber wenigstens die **einsame** Not, die bitterste von allen, soll keine Stätte mehr unter uns haben. Diese Brücke vom Menschen zum Menschen zu bauen ist die Aufgabe unserer Zeit, ein gut Teil an Bitterkeit und Leid ließe sich so bannen und auch unentrinnbar Schweres würde leichter getragen als heute in einer Umwelt voll Feindseligkeit und Fremdheit. Und noch eines kommt dazu, was über den einzelnen Fall der Hilfeleistung weit hinaus geht. Wir haben eigene Sprechstunden, in denen jede Art von Kummer und Sorge zu Wort kommt — wer in ihnen hilft und wem geholfen wird, der lernt letzten Endes ein anderes Verhältnis zu den Menschen kennen und trägt diese seine Kenntnisse weiter hinein ins Leben, er steht anders zur Umwelt, mit wachen Augen sieht er das vielgestaltige Leid ringsum, mit wachgewordenem Gewissen vernimmt er auch seinen leisesten Ruf und bald merkt er wie viel, wie unendlich viel Drückendes gelindert, wie oft so Folgenschweres vermieden werden kann durch ein klein bißchen Zusammenhalt, durch ein wenig Vertrauen, durch ein Etwas von gutem Willen. Ja, streng genommen, wäre damit **allein** schon, mit diesem Wiedersehenlernen, diesem Sichbewußtwerden einer Verpflichtung, ein Teil unserer Arbeit getan, denn daß ein Mensch neben uns zugrunde geht, ohne daß sich eine Hand nach der seinen streckt, daß er stirbt wie ein einsames Tier, verlassen und vergessen, das ist zu furchtbar, als daß es sein dürfte, zu furchtbar als daß es nicht den Verfall aller menschlichen Gemeinschaft nach sich ziehen müßte. Wer aber mit solchen geschärften Sinnen in die Welt blickt, der sieht tausend Notwendigkeiten, tausend **Möglichkeiten** zu helfen. Nicht der geringsten eine ist die **geistige** Not, denn wir sind abgeschnitten von Vielem, was uns früher über den Alltag hinweg zu helfen vermochte und doch brauchen wir all dies nötiger noch als das tägliche Brot. Ein Versuch in dieser Richtung hat volles Gelingen gebracht. In den Räumen eines Privathauses lasen allwöchentlich Künstler und Gelehrte alle jene, die danach hungert, ohne Entgelt teilhaben an guter Musik, an Vorträgen, an Diskussionen — ach es gibt viele, denen man mit einem Tropfen aus jenen ewigen Quellen hinaushelfen kann über graue Tage. Wir wissen, daß aus solchen Stunden der Einkehr Licht selbst in die dunkelste Woche fällt — und jeder gibt freudig sein Bestes, nicht wie man Bettlern gibt: den Abfall nur. Denn darin liegt der Segen des Gebens für beide Teile. Frage an Frage drängt sich so heran — die Not der Aelternden, die Not der Siechen, die Not der Jugend, die Not jener, die arbeiten möchten und nicht wissen wo, ja selbst die Not der Toten klopft an unsere Pforten, denen eine allzu materiell denkende Zeit selbst die Wege zur Friedhofsruhe unerschwinglich teuer macht. Jeder Tag bringt neue Probleme, heischt neue Antworten. Und dazu bedarf es warmer Herzen, kluger Köpfe, helfender Hände, vor allem aber aufgeschlossene Sinne für die Forderungen einer sich wandelnden Zeit. Nicht allein hier, sondern aller Orten, denn die soziale Bereitschaft wird erst sein, was sie sein soll, wenn **überall** das Leid eine Menschenseele findet, weitherzig und warmfühlend genug, um im Verein mit andern den Gedanken der verantwortlichen Menschengemeinschaft zu verwirklichen. Was das rote Kreuz im Kriege, das soll die Bereitschaft im Frieden sein, eine Stätte fraglosen Helfens.

M. Radakovic.

Schweiz.

Das Attentat von Lausanne.

Kurze Wochen sind verflossen, seit das Waadtland in rückwärts schauenden Festlichkeiten im Banne der patriotischen Persönlichkeit Abraham

Feuilleton.

Das Sternen-Kind.

3] Von Oskar Wilde.

(Schluß.)

Und das Sternenkind nahm das Stück gelben Goldes und steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Aber der Aussätzige sah es kommen und lief ihm entgegen und kniete nieder und rief: „Gib mir ein Stück Geldes, oder ich werde Hungers sterben."

Und das Sternenkind sagte zu ihm:

„Ich habe in meinem Beutel nur ein Stück gelben Goldes, und wenn ich es meinem Herrn nicht bringe, wird er mich schlagen und mich als seinen Sklaven behalten."

Aber der Aussätzige bat es so sehr, daß das Sternenkind Mitleid mit ihm hatte und ihm das Stück gelben Goldes gab.

Und als es zum Hause des Zauberers kam, öffnete der Zauberer ihm und ließ es herein und sagte:

„Hast du das Stück gelben Goldes?"

Und das Sternenkind sagte:

„Ich habe es nicht."

Da fiel der Zauberer über das Sternenkind her und schlug es und belud es mit Ketten und warf es wieder in den Kerker.

Und am folgenden Morgen kam der Zauberer zu ihm und sagte: „Wenn du mir heute das Stück roten Goldes bringst, will ich dich freilassen. Aber wenn du es nicht bringst, werde ich dich wahrlich erschlagen."

Und das Sternenkind ging in den Wald hinaus und suchte den ganzen Tag lang nach dem Stück roten Goldes, konnte es aber nirgends finden. Und am Abend setzte es sich hin und weinte, und als es weinte, kam der kleine Hase zu ihm.

Und der Hase sagte zu ihm:

„Das Stück roten Goldes, das du suchst, liegt in der Höhle hinter dir. Also weine nicht länger, sondern freue dich."

„Wie soll ich dir lohnen?" rief das Sternenkind; „denn siehe, dies ist das drittemal, daß du mir geholfen hast."

„Ja, aber du hattest zuerst mit mir Erbarmen," sagte der Hase, und er lief eilig fort.

Und das Sternenkind ging in die Höhle, und im entferntesten Winkel fand es das Stück roten Goldes. Und es steckte es in seinen Beutel und eilte zur Stadt. Und der Aussätzige sah es kommen und stellte sich auf die Mitte des Weges, rief aus und sagte: „Gib mir das Stück roten Goldes, oder ich muß sterben," und das Sternenkind hatte wieder Mitleid mit ihm und gab ihm das Stück roten Goldes und sagte: „Deine Not ist größer als meine." Aber sein Herz war schwer, denn es wußte, welch übles Schicksal seiner harrte.

Doch siehe: als es durch das Tor der Stadt kam, neigten sich die Wachen und huldigten ihm und sagten:

„Wie schön unser Herr ist!"

Und eine Menge von Bürgern folgte ihm und rief:

„Wahrlich, niemand in der ganzen Welt ist schöner!"

Und das Sternenkind weinte und sprach zu sich: „Sie spotten meiner und machen sich über mein Elend lustig." Und so groß war der Zusammenlauf des Volkes, daß es die Richtung seines Weges verlor und sich zuletzt auf einem großen Platze befand, auf dem der Palast eines Königs stand.

Und das Tor des Palastes öffnete sich, und die Priester und die hohen Beamten der Stadt eilten ihm entgegen, und sie erniedrigten sich vor ihm und sagten:

„Du bist unser Herr, auf den wir gewartet haben, und der Sohn unseres Königs."

Und das Sternenkind antwortete ihnen und sprach:

„Ich bin keines Königs Sohn, sondern das Kind eines armen Bettelweibes. Und warum sagt ihr, ich sei schön, da ich doch weiß, daß ich übel anzuschauen bin?"

Da hielt der, dessen Rüstung mit goldenen Blumen eingelegt war und auf dessen Helm ein geflügelter Löwe lag, einen Schild hoch und rief:

„Warum sagt mein Herr, er sei nicht schön?"

Und das Sternenkind sah hinein, und siehe: sein Gesicht war, wie es gewesen war, und seine Schönheit war zurückgekehrt, und in seinen Augen sah es, was es zuvor in ihnen nie gesehen hatte. Und die Priester und die hohen Beamten knieten nieder und sprachen zu ihm:

„Es war seit langer Zeit geweissagt, daß am heutigen Tage kommen würde, der über uns herrschen soll. Deshalb nehme unser Herr diese Krone und dies Zepter, und in seiner Gerechtigkeit und Gnade sei er unser König über uns."

Aber es sprach zu ihnen:

„Ich bin nicht würdig, denn ich habe die Mutter, die mich trug, verleugnet, und ich darf nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe und ihre Vergebung erfuhr. Deshalb laßt mich gehen, denn ich muß wieder über die Welt wandern und darf hier nicht weilen, ob ihr mir auch die Krone bringt und das Zepter."

Und als es sprach, wandte es das Gesicht von ihnen und auf die Straße hinaus, die zum Tore der Stadt führte, und siehe: unter der Menge, die die Soldaten umdrängte, sah es das Bettelweib, das seine Mutter war, und ihr zur Seite stand der Aussätzige, der am Wege gesessen hatte.

Und ein Freudenschrei brach von seinen Lippen, und es lief hinüber und kniete nieder und küßte die Wunden an seiner Mutter Füßen und benetzte sie mit seinen Tränen. Es neigte sein Haupt in den Staub und schluchzte wie eines, dessen Herz brechen will, und es sprach zu ihr:

„Mutter, ich verleugnete dich in der Stunde meines Stolzes. Nimm mich auf in der Stunde meiner Niedrigkeit! Mutter, ich gab dir Haß. Gib du mir Liebe! Mutter, ich stieß dich zurück. Nimm jetzt dein Kind auf!"

Aber das Bettelweib antwortete ihm nicht ein Wort.

Und das Sternenkind streckte die Hände aus und umfaßte die weißen Füße des Aussätzigen und sprach zu ihm:

„Dreimal gab ich dir von meinem Mitleid. Heiß meine Mutter einmal zu mir reden!"

Aber der Aussätzige antwortete ihm nicht ein Wort.

Und es schluchzte wieder und sprach:

„Mutter, mein Leiden ist größer, als ich es tragen kann. Gib mir deine Vergebung und laß mich zurück in den Wald!"

Und das Bettelweib legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Stehe auf!" und der Aus-

Davels stand. Alt und Jung, Männer u. Frauen, die Lausanner Töchterschule, wie die großen Schützen-, Turner- und Sängervereine, die tonangebende „Gazette de Lausanne" wie das bescheidene „Bulletin féminin" der Waadtländer Frauen-Unionen brachten dem Helden von Cully und seiner mystischen Inspiratorin, der „Belle Inconnue", ihre Huldigungen dar. Die Davel-Spiele in Mézières, denen an Pfingsten der gesamte Bundesrat beiwohnen wird, sollten der Waadtländer Jubiläumsfeier den krönenden Abschluß verleihen.

Nun hat ein düsteres Gegenwartsdrama der Feststimmung jähen Abbruch getan und die historischen Erinnerungen zurückgedrängt. Das Attentat auf die Delegation der russischen Sowjetregierung, die uneingeladen zur zweiten Friedenskonferenz in Lausanne erschienen war, wirkt aufsehenerregend weit über unsere Landesgrenzen hinaus und ruft den widersinnigsten Interpretationen. Ein Rußland-Schweizer, — mehr Russe als Schweizer — hat auf unserem gastfreundlichen Boden die Schüsse abgefeuert, die den Leiter der Sowjet-Abordung, Worowsky, töteten, seine Begleiter, Ahrens und Divilkowsky verletzten. Unwillkürlich gedenkt man bei dieser Nachricht jenes andern Attentates im Jahre 1906 im Hotel Jungfrau in Interlaken, dem aus Verwechslung mit dem russischen Minister Durnowo der Pariser Bankier Müller zum Opfer fiel. Die junge Attentäterin, Tatjana Leontieff, die vor zwei Jahren in der bernischen Irrenanstalt Waldau starb, hatte aus ähnlichen Motiven gehandelt, wie der Täter von Lausanne. Auch sie war von fanatischem Haß gegen russische Tyrannei beseelt, nur mit dem Unterschied, daß ihre Bluttat dem zaristischen Regime, diejenige von Lausanne dem Terror der Soviet-Regierung galt.

Daß es ein Abkömmling der Schweiz ist, der in Lausanne zur Waffe griff, hat den betroffenen Ueberlebenden die Handhabe zu einer für unser Land bösartigen Deutung des Attentats gegeben. Herr Ahrens hat keinen Augenblick gezögert, der Tat den zweckdienlichen politischen Beigeschmack zu verleihen, indem er sie als den Ausfluß des schweizerischen Faszismus bezeichnete und den Bundesrat und die Waadtländer Regierung anklagte, daß sie, blind oder duldsam gegen diese Geistesströmung, versäumt hätten, die nötigen Maßnahmen zum Schutz der russischen Delegation zu treffen. Als die Delegation zur ersten Friedenskonferenz in Lausanne weilte, da hatte sie diesen Polizeischutz beanstandet. Mit seinen Anklagen hat Herr Ahrens den Gesinnungsgenossen die Weisung gegeben, wie das Attentat politisch auszunützen sei. Wirkt es nicht befremdend, daß nicht nur die kleine Schar schweizerischer Kommunisten der Direktive Gefolgschaft leistete, daß sich auch sozialistische Kreise kritiklos mitreißen ließen und in die grundlosen Anklagen gegen die schweizerischen Behörden einstimmten? Die schweizer. sozialistische Presse hat die Frage der russischen Repressalien aufgeworfen und damit das beklagenswerte Attentat mit einem politischen Mantel umhüllt.

Es braucht wohl keiner besonderen psychologischen Erleuchtung, um zu erkennen, wo die Motive zu Conradis Tat wurzelten. In Rußland geboren, in Rußland erzogen, in Rußland wirkend, im russischen Heer fechtend und im russischen Bürgerkrieg als Offizier der Wrangel'schen Armee national-russischen Ideen dienend — wo bleibt da bei Conradi Raum für das Schweizertum übrig? — Sein Attentat ist russischer Mentalität entsprungen — und die ihm eine andere Deutung geben, machen sich eines Verfehlens gegen schweizerische Gesinnungsart schuldig. J. M.

Was sagen die Gegner zur Revision der Alkoholgesetzgebung?

Allzu durchsichtig ist die Interessenpolitik, die die Schweizer. Wirtezeitung gegen die Abstimmungsvorlage vom 9. Juni ins Feld führt; sie geht so weit, daß, wie man uns versichert, lange nicht alle Wirte dieses Vorgehen billigen. Sachliche Gründe, die eine ernsthafte Erläuterung verdienen, werden hingegen von landwirtschaftlichen Kreisen gegen die Revision erhoben. Es ist namentlich Herr Nationalrat Burki, der sich landauf, landab zum Verfechter des gegnerischen landwirtschaftlichen Standpunktes macht.

Herr Burki, den wir an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Bauernverbandes, wie auch im Schoße der bernischen kantonalen Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei zu hören Gelegenheit hatten, ist vor allem ein Gegner der Bundesmonopole. Er bekämpft die Vorlage, weil sie eine Ausdehnung des Alkoholmonopols bedeutet. Mit den Monopolen habe der Bauer bis dahin nicht die besten Erfahrungen gemacht. Sie führen nach seiner Ansicht zum Staatssozialismus und zur Vermehrung des Verwaltungspersonals. Vom Bureaukratismus hat der Bauer mehr als genug! — Dem gegenüber wurde von den Freunden der Vorlage betont, daß es sich bei der Revision keineswegs um ein **Produktionsmonopol des Bundes** handelt, sondern lediglich um das **Monopol der Besteuerung und der Kontrolle** der gesamten Schnapsproduktion. Die Kontrolle nun bezeichnet Herr Burki als einen Eingriff in die Handels- und Gewerbefreiheit des Bauern — „ein Stück Bauernfreiheit geht verloren, wenn der Schnapsvogt — der Alkoholdirektor mit seinem Beamtenstab — sich in die Schnapsbrennerei hineinmischen dürfen." — Dieses Argument des Herrn Burki bestritt Bundespräsident Scheurer mit den Worten: „Nicht der Alkoholdirektor ist der Schnapsvogt — wohl aber die Schnapsleidenschaft, die den Menschen unterjocht. Gegen diese letztere gilt es anzukämpfen; zügellose Freiheit ist nicht immer wahre Freiheit." —

Herr Burki bezweifelt es, daß Verfassungsartikel und die vom Bundesrat bekannt gegebenen Hauptbestimmungen für das künftige eidgen. Alkoholgesetz genügende Gewähr bilden für eine die Landwirtschaft befriedigende Auswirkung der Revision. Wohl heißt es da etwas von angemessenen Preisen, welche der Bund für die Brennereirohstoffe zu entrichten hat, aber der Fiskus hat wohl andere Ansichten von angemessenen Preisen als die Landwirtschaft. Es handelt sich hier vor allem um ein Fiskalgesetz und das ist Grund genug für den Landwirt, seine Bestimmungen mit **Mißtrauen** aufzunehmen. Mit dem Monopol von 1885 hat man den Kartoffelbau ruiniert, mit dem Monopol von 1923 ruiniert man den Obstbau!" So Herr Burki.

Landwirte wie Nationalrat Moser, Luzern, Nationalrat Weber Graßwil und andere, hielten ihm entgegen, daß sich der Bauer in den Kriegsjahren allerdings starke Engriffe des Bundes in seine Freiheit gefallen lassen mußte, allein er fand sich ganz wohl dabei und mancher nähme das Joch gerne noch einmal auf sich, wenn es sich wiederum so lukrativ gestaltete. Was die Revision der Landwirtschaft gewährleisten, ist eine begrüßenswerte **Sicherstellung der Verwertung ihrer Rohstoffproduktion, der Obsternte**, Grund genug, zuzustimmen.

Herr Burki kritisierte zum Schluß die Praxis, bei der Empfehlung der Abstimmungsvorlage das Schwergericht auf **die ethische Seite** zu legen. Mit Monopol und Polizeivorschriften bessert man die Moral nicht. Daß der Schnapsgenuß nicht zunimmt, dafür hat die **Erziehung** zu sorgen. Mit diesem Hinweis stieß Herr Burki aber auf lebhaften Widerstand. Der Schnaps im Haushalt des Bauern bildet eine beständige Versuchung; der Schnapsgenuß der Erwachsenen ist ein verderblicher Anschauungsunterricht für die Jugend! —

Überzeugend wirken die Argumente des Herrn Burki wohl nur da, wo man sich nicht eines Bessern belehren lassen will. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Mehrzahl der Führer der Landwirtschaft für die Revision eintritt; leider aber kann man sich des Eindrucks nicht verwehren, daß es viele Stille im Bauernstande gibt, die der Neuordnung mit Mißtrauen begegnen. Diese stille Opposition darf nicht leicht genommen werden! J. M.

—o—

Ausland.

Entente oder Désentente cordiale?

(E. F. 17. V. 23.) „Man spricht vergebens viel, um zu versagen; der andre hört von allem nur das Nein." Fünf Nein hat Deutschland nun auf sein Angebot erhalten, im Gänsemarsch, eins nach dem andern, wie 1914 die Reihe der Kriegserklärungen in Berlin einlief. Fünf scharfe, kalte Nein, einmütig freundlos, und doch wieder so verschieden. 1. **Frankreich.** Umgehend kam seine Antwort; denn sie war längst bereit, und Poincaré hatte es sehr eilig, daß niemand ihm dazwischen kam und Konferenzen vorschlug. In London wurde das schnelle Einzelvorgehen übel empfunden und offen übel im Parlament vermerkt. Da die deutsche Note an **alle** Alliierten gerichtet, die Reparationsfrage die Sache aller sei und obendrei der englische Außenminister Deutschlands Eingabe veranlaßt habe, so hätte eine **gemeinsame** Antwort sich geziemt. Als ob Frankreich dem edeln Lord für seine Anregung in Berlin Dank wissen sollte! Im Gegenteil, geärgert hat man sich in Paris. Wir wissen es, Poincaré ist kein Freund von Konferenzen, hat deren schon viel zu viel gehabt. Der Entschlossene, „Starke ist am mächtigsten allein." Allein, mit dem kleinen, gleichgesinnten, treuen Belgien zusammen, da fühlt er sich in seinem Element. Frankreich hat vor seinen Alliierten, vor England besonders, voraus ein längst festgelegtes Ziel, eine klare Endabsicht, ob es sie auch nicht offen ausspricht, und nicht fingersbreit gedenkt es davon abzuweichen. Seine Antwort, wurde in England gesagt, schlage den Deutschen die Türe vor der Nase zu. Das ist nicht völlig so, wenigstens in der Form nicht so. So rücksichtslos und herb sie ist, sie läßt einige **kleine** Möglichkeiten offen. Poincaré weiß zu schreiben, besser, scheint es, als die Deutschen, deren Note ungeschickt genug gefaßt war. Und Poincaré weiß, daß er nicht bloß für Berlin, sondern für die Welt schreibt, und ist Weltmann genug, um daran zu denken. — Die Antworten zu zitieren ist uns unmöglich. Die französische allein würde den Raum von 2—3 unserer Wochenberichte einnehmen. Inhaltsskizzen und einige Stichproben sind alles, was wir bieten können.

Die **französische Note** wiederholt die längst bekannten **Drüsseler Beschlüsse**: Deutschland ist seinen Verpflichtungen nie nachgekommen; es gedenkt, Frankreich und Belgien um ihre rechtmäßigen Ansprüche zu bringen, will auf ihre Kosten bauen, neu gründen und florieren, nachdem es unsere Industrie in satanischer Absicht zu Grunde gestampft hat. Solch schmähliches Spiel lassen wir uns weiter nicht gefallen. Wir haben uns darum genötigt gesehen, auf Grund des Versailler Vertrages Pfänder zu ergreifen. Laut dem Vertrag hat Deutschland kein Recht, Sanktionen und Pfändergreifungen die es verschuldet, als feindliche Handlungen anzusehen. Wir werden die Ruhr nicht anders denn nach Maßgabe der erhaltenen Zahlungen räumen, auf Unterhandlungen nicht eingehen, bis der passive und aktive Widerstand aufhört, den, trotz gegenteiligen Behauptungen, die Regierung in Berlin befohlen und weiter unterhält.

„Die deutsche Regierung behauptet, die Bevölkerung habe der Besetzung spontan passiven Widerstand entgegengesetzt Das ist durchaus nicht richtig, sondern die deutsche Regierung wollte und organisierte den Widerstand. . . . Die belgische und die französische Regierung können keinerlei deutsche Vorschläge in Berücksichtigung ziehen, so lange dieser Widerstand fortdauert. Die französische und die belgische Regierung sehen sich genötigt beizufügen, daß die deutschen Vorschläge in **verschiedenen Punkten unannehmbar sind.** . . . In erster Linie stellen die angebotenen Summen **nicht einmal den vierten Teil des Betrages dar, der in London festgesetzt und von Deutschland** unterschriftlich anerkannt wurde. (Londoner Zahlungsstatut vom Mai 1921: 132 Milliarden; jetzt 30 Milliarden angeboten). Frankreich und Belgien erklärten verschiedene Male und wiederholen nochmals, daß sie **in keine Reduktion ihres Guthabens** mehr einwilligen können, und daß sie, aus materiellen Gründen genötigt sind, volle Zahlung zu verlangen. Wenn Reduktionen gewährt werden sollen, so müssen die reichen Völker sie auf sich nehmen. (England und Amerika gemeint.) . . . Unbestimmt und illusorisch sind die Angaben der deutschen Regierung über die Garantien betreffend die **Sicherheit**, die sie Frankreich anzubieten gewillt ist. Sie spricht nicht von **Belgien.** Es erscheint dies zum mindesten sonderbar, wenn man sich daran erinnert, wie sich Deutschland, im Jahre 1914 Garant der Neutralität Belgiens, gegenüber einem Lande benahm, dessen Unabhängigkeit zu schützen es versprochen hatte."

An anderer Stelle wird der Einbruch in Belgien noch viel schärfer gezeichnet. Wie sehr hatten die Recht, welche seinerzeit über diesen Einbruch tief erschraken! Ja, das hätte Germanien müssen bleiben lassen. Die unselige Tat ist sein Unstern geworden. Wer weiß, wie lange noch! Als Napoleon 1804 den Herzog von Enghien hatte erschießen lassen, sagte Talleyrand: „Ce n'est pas seulement un crime, c'est une faute". Un crime et une faute war auch der Einbruch in Belgien, für Deutschland von unabsehbar heillosen Folgen.

2. **Belgien,** Frankreichs getreuer Compagnon. Seine Note lautete, nach Vereinbarung, wesentlich wie die französische und kann als identisch gelten.

3. **England.** Lord Curzon schreibt:

„Ich kann Eurer Exzellenz nicht verhehlen, daß die deutschen Vorschläge eine große Enttäuschung verursachten, und der ungünstige Eindruck ist so stark, daß die deutsche Regierung ihn hätte voraussehen und vermeiden müssen. Die Vorschläge entsprechen bei weitem nicht, weder in Form noch Inhalt, dem, was die englische Regierung vernünftigerweise, zufolge ihrer wiederholten Mahnungen, hätte erwarten dürfen. . . . Die deutsche Regierung bietet eine Summe, die weit unter den 50 Milliarden Bonar Laws zurückbleibt, welche an der Januarkonferenz in Paris als ungenügend abgelehnt wurden. . . Besonders bedauerlich ist, daß in der Antwort der deutschen Regierung genauere Angaben über die Natur der Garantien fehlen, die Deutschland gewähren will. Statt konkreter Vorschläge unbestimmte Zusicherungen, die keinen praktischen Wert haben. Deutschland wird in seinem eigenen Interesse besser tun, seine Vorschläge nochmals zu überprüfen und, unter Vermeidung aller Ausflüchte und Kontroversen, derart zu erweitern, daß sie für eine spätere Diskussion in Betracht kommen können. Die englische Regierung ist bereit, an solchen Verhandlungen an der Seite ihrer Alliierten teilzunehmen; aber Deutschland muß bedeutend **ernstere und genauere Vorschläge** machen als bisher. (Stark gekürzt.)

4. **Italien. Mussolini** spricht ähnlich wie Lord Curzon, weist ebenfalls darauf hin, daß die angebotene Summe weit unter dem englischen Vorschlag zurückbliebe, den Italien an der Pariser Konferenz als ungenügend ablehnen mußte, und auch er ladet die deutsche Regierung ein, „sowohl im Interesse Deutschlands als des allgemeinen Friedens und der europäischen Volkswirtschaft neue und **baldige** Vorschläge zu machen, die durch ihren Inhalt und ihre Präzision mit Nutzen von der königlichen Regierung im Verein mit den Alliierten geprüft werden könnten".

5. **Japan.** Auch es ist über die Vorschläge erstaunt und enttäuscht. Als weniger direkt beteiligt, will es nicht auf einzelnes eingehen, wohl aber „dem bestimmten Wunsch Ausdruck geben, daß die deutsche Regierung das Nötige vorkehre, um eine **rasche und freundschaftliche Regelung des Gesamtproblems** auf gerechter Grundlage herbeizuführen".

Das Urteil von Werden.

Am 8. Mai hat das **französische Kriegsgericht in Werden** (bei Essen) folgende Sprüche gefällt: Krupp-von Bohlen und von Halbach und zwei seiner Direktoren erhielten je 15 Jahre Gefängnis und 100 Millionen Mark Geldstrafe, ein dritter Direktor 10 Jahre und 100 Millionen. Die nicht erschienenen Direktoren erhielten 20 Jahre und 100 Millionen.

Es handelt sich um die Verantwortlichkeit an den Charfamstagvorgängen bei den Kruppwerken in Essen, wo eine Anzahl Arbeiter von den französischen Soldaten niedergeknallt wurden. Vergebens hatten alle Zeugenaussagen dargetan, daß weder Krupp noch die Direktoren an dem Vorgang irgendwie beteiligt waren. Das Sirenensignal war eine allgemeine Verabredung unter den Bergleuten und ihrer Führerschaft. Das Urteil erklärte es als strafbar, daß Krupp und die Direktoren solche Abrede geduldet und nicht vielmehr streng verboten hätten.

Vergebens auch betonte der Verteidiger, der **Genfer Anwalt Moriaud, daß in solchen Fällen bisher die französischen Behörden niemals ein Strafverfahren eingeleitet hätten; daß die Direktoren, insbesondere Krupp-von Bohlen, keine Verantwortung treffe, ein Freispruch eine gebieterische Notwendigkeit sei.** Umsonst. Die richterlichen Offiziere gingen in ihrem Urteil noch über die Anträge der Staatsanwaltschaft hinaus. Wie konnten sie darauf verzichten, ein Exempel gegen den „passiven Widerstand" zu statuieren und ihre Macht zu erweisen an einem Krupp, dessen Offizin die „dicke Berta" geliefert, die im Kriege tags und nachts aus der Ferne ihren Kugelregen auf Paris niedergehen ließ? Menschlich, allzu menschlich.

Die Deutschen schreien natürlich auf: Wenn die Völker, England, Amerika, die Neutralen, wenn Himmel und Erde schweigen, so müßten die Steine schreien.

„Kommt die Macht,
So fällt das Recht in Acht",

zitierte das „A.-T." beim Krupp-Prozeß. Damit wollen wir die heutige Gewaltchronik schließen.

---

fätzige legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Stehe auf!"

Und es stand auf und sah sie an, und siehe: sie waren ein König und eine Königin.

Und die Königin sagte zu ihm:

„Dies ist dein Vater, dem du geholfen hast."

Und der König sagte:

„Dies ist deine Mutter, deren Füße du mit deinen Tränen gewaschen hast."

Und sie fielen ihm um den Hals und küßten es und führten es in den Palast und kleideten es in schöne Gewänder und setzten ihm die Krone aufs Haupt und legten das Zepter in seine Hand; und es regierte über die Stadt an dem Strome und war ihr Herr. Viel Gerechtigkeit und Gnade erzeigte es allen, und den bösen Zauberer verbannte es, und dem Holzfäller und seiner Frau schickte es reiche Gaben, und ihren Kindern gab es große Ehre. Und es duldete nicht, daß irgend jemand gegen Vogel und Vieh grausam war, sondern lehrte Liebe und Güte und Erbarmen, und den Armen gab es Brot und den Nackenden Kleidung, und es war Friede und Fülle im Lande.

Doch das Sternenkind herrschte nicht lange, so groß war sein Leiden und so bitter das Feuer seiner Prüfung gewesen; denn nach drei Jahren starb es. Und der nach ihm kam, herrschte übel.

Das erotische Problem bei Gabriele Reuter.

Dr. Elfriede Gottlieb.

Gabriele Reuters feine, gedankenreiche Kunst ist längst klassifiziert. Zum Naturalismus im weiteren Sinne, als Schriftstellerin überhaupt, im engeren, als weibliche Schriftstellerin, zum Kreis der Frauenrechtlerinnen gerechnet, erscheint sie in beider Hinsicht mehr als Typ, denn als scharf sich abhebende Individualität. Und dennoch: schwerlich wird sich jemand, ihrer Produktion gegenüber, dem Duft des unwiederholbar Einzigartigen entziehen können, dem ganz persönlichen Zauber, ohne den keine Kunst sich dauernd behaupten kann. Dieser tiefste Reiz, der eigentliche Lebensnerv, erwächst der Schöpfung Gabriele Reuters aus einem besonderen Grunde. Aus der Allgemeinheit moderner Frauenfragen heraus löst sich ihr immer bestimmter ein Problem. In stets strafferer Konzentration zieht es die Kräfte dieser Kunst an sich, sondert sich stets reiner vom zeitlich Gegebenen und zeitlich Zufälligen, strebt nach zwei Seiten hin stets bestimmter darüber hinaus: als eine im tiefsten persönlichen Erleben wurzelnde und von da aus in zeitlose Allgemeingültigkeit emporwachsende Erkenntnis.

Auf weniger bekannte Anfangsschriften hin folgt als erstes eigenartiges Werk der Roman: „Aus guter Familie". Er trug den Namen seiner Verfasserin mit einem Schlage in weitere Kreise, und er ist das bekannteste ihrer Werke geblieben. Die Tatsache ist verständlich; ob auch berechtigt, ist eine andere Frage. Ein grausames Buch. Ein solches, das man aus der Hand legt mit einem gallenbitteren Geschmack, der fast Ekel ist. Von Anfang an, der in zwei Farben schillernden Konfirmationsszene (später in stärkeren Akzenten, aber genau demselben Ineinanderspiel des backfischmäßigen Himmelblau und Rosenrot mit dem nüchternen Grau der Wirklichkeit, wieder aufgenommen in der Beschreibung des ersten Balles) bis zu der schneidenden Satire des kurzen Schlußsatzes, verwundet es und will es bewußt verwunden. Eine laute, scharfe, grelle Anklage: so schlendert es seine unharmherzigen Tatsachen in die Welt. — Aber unter dieser betäubenden Wucht des Werkes verbirgt sich eine gewisse, nicht hinwegzuleugnende Unstimmigkeit. Gegen wen richtet sich jene Anklage? Doch offenbar gegen Staat, Gesellschaft und Familie — gegen alle die Faktoren, die einen äußeren Zwang und Druck auf das Leben eines Menschen ausüben können. Und was sollen sie an dem Schicksal der unglücklichen Agathe Heidling verschuldet haben? Sie haben ihr den Beruf, die gründliche Ausbildung und gehaltvolle Tätigkeit versagt, haben die Entwicklung ihres auftrebenden Geistes unterbunden, die Knospe umschnürt, den reifenden Menschen gezwungen, ewig das „junge Mädchen" zu bleiben. Ein folgenschweres Verbrechen, ein schlimmes Unglück für den davon Betroffenen. Aber doch nicht das schlimmste, nicht das zerstörendste; und sicherlich nicht das, an dem Agathe letzten Endes zugrunde geht. Wie sollte man sich sonst Szenen deuten, wie die schneidend-trostlos geschilderte Zusammenkunft der Frauen von Beruf, der alten Lehrerinnen? Wie die Tatsache, daß gerade hinter der einen Aussicht, die sich dem Mädchen selbst in das freie Berufsleben eröffnet, der Höhepunkt erfolgt, die bislang unterirdisch glühende Leidenschaft in unaufhaltsamem Pathos hervorbricht?

„Da traf sie ihn wieder, den großen Betrug, den sie alle an ihr verübt hatten. Liebe, Liebe sollte ihr ganzes Leben sein. — Das Weib, die Mutter künftiger Geschlechter, die Wurzel, die den Baum der Menschheit trägt. — Ja, aber erhebt ein Mädchen nur die Hand, will sie nur einmal trinken aus dem Becher, den man ihr von Kindheit an lockend an die Lippen hält, zeigt sich auch nur, daß sie durstig ist. — Schmach und Schande! Sünde, schamlose Sünde! erbärmliche Schwäche, hysterische Verrücktheit! schreit man ihr entgegen bei den Sprengen wie bei den Milden, den Alten und den Jungen, den Frommen und den Freien."

Und diese Worte selbst. Kann man sie lesen, ohne sich, im Hinblick auf die Handlung, verwundert zu fragen: weshalb diese Bitterkeit? Hier ist nicht mehr die Rede von geistiger Entwicklung und Betätigung irgend welcher Art; die eine letzte Möglichkeit dazu hat Agathe selbst unmittelbar vorher von sich gestoßen. Nicht Wissenschaft ist es, wonach sie verlangt, nicht Kunst, nicht Tätigkeit, es ist — Liebe.

Aber wer hat ihr denn verwehrt, nach dem Becher zu greifen? Staat, Gesellschaft und Familie haben das junge Mädchen für diese ihre Bestimmung erzogen, hätten sie dieselbe mit Freuden erfüllen sehen. Alle Wege dahin sind ihr geebnet worden. Freilich innerhalb der von jenen Faktoren eingesetzten und geheiligten Grenzen. Doch diese finden durchaus ihre eigene Billigung. Die Lebenssehnsucht, zum wenigsten der noch normal Empfindenden, begehrt nicht darüber hinaus. Und warum hat sie sich innerhalb derselben nicht ausleben können? Warum wurde ihr nicht das von allen den Ihren gewünschte und geförderte Normal-Schicksal, wie die gehaßte und beneidete Freundin Eugenie es mit Selbstverständlichkeit erfüllt? Die Hinderungsgründe liegen ganz allein in ihrer so und nicht anders beschaffenen Persönlichkeit.

Die tendenziöse, anklagende Form des Werkes steht somit in einem eigentümlichen Verhält-

Zur Neuordnung des Alkoholwesens.

I.

Im Leitartikel der Nr. 18 vom 5. Mai erklärt Frau Merz unter obigem Titel in vorzüglicher Darstellung den Sinn der bevorstehenden Alkoholgesetzrevision. Trotzdem sei es mir gestattet, noch einige Punkte aus dem ganzen Problem herauszugreifen. Da von gegnerischer Seite wie bei jeder Gesetzesvorlage viel Halbwahres und ganz Unwahres behauptet wird, möchte ich zunächst einmal sagen, was die Vorlage nicht ist.

1. Die Vorlage vom 3. Juni hat nichts mit dem Initiativbegehren zur Einführung des Gemeindebestimmungsrechtes zu tun, welches wahrscheinlich erst im Spätjahr dem Volke — d. h. demjenigen Teil des Volkes, welches an seiner Verwerfung am meisten interessiert ist — zur Abstimmung vorgelegt werden wird.

2. Sie ist kein Erzeugnis der Abstinenzpropaganda, sondern ihre Schöpfer und wärmsten Befürworter sind Regierungsmänner, vor allem Herr Bundesrat Musy und der neue Direktor der Alkoholverwaltung, Herr Dr. Tanner.

3. Sie ist kein erster Schritt auf dem Wege zur Trockenlegung, wie viele schaudernd in ihrer Presse lasen, sondern sie bedeutet nur eine Kontrolle über die Menge aller gebrannten Wasser und die Besteuerung derselben, während bis jetzt nur die gemeinen Schnäpse, die Kartoffel- und Kornbranntweine besteuert wurden, indessen die verschiedenen Wässerlein des „besseren Mannes", der Kirsch, der Enzian, der Wachholder und die ganze Legion von Magenbittern und Apéritifs unbesteuert genossen werden durften (nebenbei: eine höchst demokratische Einrichtung).

4. Sie bedeutet nicht den Ruin der Landwirtschaft, sondern ihre Rettung. Einzig dadurch, daß der Bund der Bauernsame, wie es in der Vorlage vorgesehen ist, garantiert, ihr die Produkte des Obstbaues samt den Brennerelerzeugnissen und den Abfällen zu einem angemessenen Preis abzukaufen, kann unsere Landwirtschaft die erdrükkende Konkurrenz des Auslandes aushalten. Fremder Alkohol, für den der Bund allein das Einfuhrmonopol besitzt, kostet 25—35 Fr. per Hektoliter; der schweizerische 150 Fr. Verwirft das Volk die Vorlage, so wird sich die Alkoholverwaltung zur Sanierung ihrer Finanzen genötigt sehen, ausländischen Sprit zu beziehen, was den Zusammenbruch der Brennerei, damit der Obstkultur, d. h. in letzter Linie der Mittel- und Kleinbauern zur Folge hätte.

5. Sie bedeutet nicht eine finanzielle Mehrbelastung des Bundes, wie man das angesichts der der Landwirtschaft zugedachten Unterstützung vermuten könnte, sondern sie bringt eine Entlastung sowohl der kantonalen als auch der eidgenössischen Finanzen. Nach der Berechnung von Herrn Dr. Tanner dürfte auf die Kantone pro Kopf der Bevölkerung 4 Fr. entfallen, was hinreichen würde, um eine Reihe von Kantonen aus den Defizitschwulitäten der letzten Jahre zu erlösen. Der Bund hingegen wird durch die Vorlage verpflichtet, 95 Prozent des ihm zufallenden Teiles zur Finanzierung der Alters-, Invaliditäts- und Unfallversicherung zu verwenden.

Nachdem hier nur kurz gesagt war, was die Gesetzesvorlage vom 3. Juni nicht ist, soll in einem nächsten Artikel erläutert werden, welches die Ursachen ihrer Entstehung und welches ihre Absichten sind, worauf abschließend noch etwas zu sagen wäre über ihre Bedeutung für unser Volk, vor allem für uns Frauen und unsere Kinder.

Regina Kägi-Fuchsmann.

—o—

Neunter Congreß des internationalen Stimmrechtsverbandes in Rom, 12. bis 19. Mai.

D. Im schönsten Frühlingswetter, bei Wärme und blauem Himmel, auf den Straßen allenthalben eine Fülle der schönsten Rosen (aus der Heimat schreibt man, es — schneie!) sind wir hier in Rom, das seinen ewigen Zauber auf uns ausübt und versucht, uns ganz in seine Bande zu schlagen. Es ist schwer, sich ihm zu entziehen, und sich auf ein so ganz anderes Gebiet einzustellen, jedes in seinen Eindrücken so groß und nachhaltig, daß sie schwer nebeneinander zu bewältigen sind

Unsere zahlreich eingetroffene Delegation hat sich schon Freitag den 11. Mai zu einer Sitzung bei unserer Präsidentin eingefunden, die uns die ersten Orientierungen und die Umrisse unserer Stellungnahme gab. Samstag fanden die öffentlichen Sitzungen der 4 Kommissionen: „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn, Mutterpensionen, Fragen der Moral und der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Nationalität der verheirateten Frau" statt, die bereits zahlreich besucht waren und eine lebhafte Diskussion oft sehr entgegengesetzter Ansichten auslöste.

Sonntag abend fand dann der große Empfang des italienischen Organisationskomitees im Palazzo dell'Esposizione statt. Tausende wohnten ihm bei, die übereleganten Italienerinnen brachten eine für uns Schweizerinnen fast ungewohnte Note in das Bild; die Nationaltrachten aber, deren man einige sah, gaben ihm das eigene, freudige, eigentlich internationale Gepräge. Die Indierinnen, unter ihnen Miß Tata, der erste indische Anwalt (eine überaus liebliche Erscheinung), in ihren schönen indischen Gewändern, die zierlichen Japanerinnen in ihren wundervollen Kimonos, die schwarzen Aegypterinnen — es war ein eigenartiges Bild. Sie waren auch allgemein das Interesse des Abends, man bestaunte sie nicht um ihres exotischen, fremdländischen Aussehens willen, sondern weil sie die Intelligenz ihres Volkes in einer so sympathischen Weise verkörpern und weil man sich in den gleichen Zielen ihnen verbunden fühlte.

Montag, den 14. Mai, fand dann die feierliche Eröffnung des Kongresses im großen Saal des Palazzo dell'Esposizione statt. Sie war auf dem Capitol vorgesehen gewesen, mußte aber des erwarteten großen Zudranges wegen in diesen Saal verlegt werden. Die Eröffnung gestaltete sich wirklich feierlich. Die italienischen Zeitungen: Messaggero, Giornale d'Italia usw., sagen, daß sie nicht feierlicher und würdiger hätte stattfinden können. Der große Saal war gedrängt voll, Tausende waren anwesend. Mit begreiflicher Spannung wurde Mussolini erwartet, der denn auch punkt 11 Uhr, gefolgt von zahlreichen Begleitern und vom internationalen Vorstand, an seiner Seite die würdige Mrs. Chapman Catt, eintrat. Mussolini ist unzweifelhaft eine interessante Erscheinung, sie scheint wirklich nur kompakter Wille zu sein. Nach der Begrüßung des Oberbürgermeisters, der die Grüße und Wünsche der Stadt Rom überbrachte, ergriff er das Wort zu seiner Eröffnungsrede.

Es ist das erste Mal und in der Tat von symptomatischer Bedeutung, daß der Ministerpräsident selbst des gastgebenden Landes den Kongreß eröffnet, ein Zeichen, daß auch die Regierungen der Länder, von denen man bisher glaubte, daß sie für das Frauenstimmrecht durch ihre Tradition kein Verständnis hätten, nun seine Wichtigkeit einzusehen beginnen. Mussolini, sagte Mrs. Catt in ihrer Eröffnungsrede, ist heute wohl der Mann, von dem am meisten in der ganzen Welt gesprochen wird. Es dürfte daher von allgemeinem Interesse sein, seine Rede, und damit auch seine Stellungnahme zu unsern Forderungen, kennen zu lernen. Wir lassen sie hier folgen:

„Die faszistische Regierung, die ich die Ehre habe zu präsidieren, drückt Ihnen in erster Linie ihre Genugtuung aus, Rom als Sitz ihres Kongresses gewählt zu haben und entbietet Ihnen ihren wärmsten Gruß.

Die Probleme Ihres Arbeitsprogrammes sind von großer politischer, ökonomischer und sozialer Bedeutung, ja man kann sagen, daß sie das ganze Leben und Tun der Frauen in sich schließen. Das Hauptziel Ihrer internationalen Zusammenkunft ist: wieder einmal die Aufmerksamkeit der Regierungen und der öffentlichen Meinung auf die Notwendigkeit zu lenken, durch Erteilung des Stimmrechts den Frauen eine breitere Anteilnahme am politischen Leben ihrer Nation zu gewähren.

Dieses Problem ist, wenigstens für Italien, vielgestaltig und eher heikel und es heißt, die möglichen Konsequenzen abzuschätzen. Ich kann jedoch — entsprechend der heutigen öffentlichen Meinung und unserer politischen Entwicklung, versichern, daß die Gewährung des Wahlrechtes an die Frauen in keiner Partei mehr einem Vorurteil begegnet. Was mich betrifft, so halte ich mich zu der Erklärung berechtigt, daß die faszistische Regierung, abgesehen von unvorhergesehenen Ereignissen, sich verpflichtet, bestimmten Kategorien von Frauen das Stimmrecht zu erteilen und mit dem administrativen Wahlrecht (also zunächst in die Verwaltungsbehörden) zu beginnen. Ich hoffe, niemand unter Ihnen wird durch dieses vorsichtige Vorgehen überrascht sein, um so mehr, als diese kluge Vorsicht begleitet ist von den besten Hoffnungen. Ich denke, daß in der Tat die Gewährung des administrativen Frauenstimmrechts in einer ersten und des politischen in einer zweiten Etappe keinerlei von jenen Katastrophen hervorrufen wird, wie einige Schwarzseher sie vorauszusehen belieben, daß es vielmehr sehr wahrscheinlich wohltätige Wirkungen ausüben wird, denn die Frau wird für die Ausübung dieser neuen Rechte ihre eingeborenen Eigenschaften von Maß, Gleichgewicht und Weisheit mitbringen.

Es sei mir jedoch gestattet zu bemerken, daß mit dem Stimmrecht allein die politische Tätigkeit des Bürgers nicht erschöpft ist. Auf manchen andern Gebieten und mit recht verschiedenen Mitteln vermag man auf den Gang der Ereignisse und die Entwicklung der politischen Situationen Einfluß zu bekommen. Die Wahlen sind immerhin eine brennende und wichtige Angelegenheit, aber darüber hinaus gibt es noch andere Probleme, deren Lösung die Frau in ihrem sozialen und häuslichen Leben nahe angeht. Sie haben deshalb wohl daran getan, diese Probleme auf Ihre Tagesordnung zu setzen. Ich halte darauf, zu erklären, daß alles das, was zur geistigen und moralischen Hebung der Frau beitragen kann, die herzlichste Unterstützung der faszistischen Regierung finden wird. Erst kürzlich hat diese Regierung die sozialen Uebereinkommen von Washington bestätigt, welche die Nachtarbeit der Frauen und Kinder regeln und durch diese Bestätigung hat sich sich in die erste Reihe der zivilisierten Länder eingeordnet, sie ist somit eine der ersten gewesen, die Wünsche so vieler internationaler Kongresse zu erfüllen. Ueberdies hat sie auch ein Gesetz gegen den Frauen- und Kinderhandel bestätigt und hat so durch gesetzliche Festlegung diesen Schutz der Frau zu einem wirklichen gestaltet, diesen Schutz, der eine Pflicht der zivilisierten Völker war und der seit langem von allen denen verlangt wurde, die diese Probleme kennen.

Aber jetzt in diesem feierlichen Augenblick und auf diesem Stuhle, erlauben Sie mir, meine Gedanken über alle diese Fragen hinaus zu den Millionen von Müttern und Frauen hinzuwenden, welche in Stille und Würde die Opfer und Leiden des großen Krieges getragen haben, auch zu allen jenen Frauen, die zwar hier nicht öffentlich vertreten sind, die aber mit aller ihrer Kraft beigetragen haben, den Rhythmus des nationalen Lebens aufrecht zu erhalten. Meine Gedanken gehen auch zu allen den Frauen, die Tag um Tag in den Schulen, in den Fabriken, in der häuslichen Arbeit, in den Spitälern, in den Läden und Bureaus und auf den Feldern mit ihrem Fleiß ihren kostbaren Beitrag an die menschliche Gesellschaft leisten.

Ich bitte Sie, verehrte Frauen, überallhin in Ihre Länder, selbst in die entferntesten, meinen Gruß zu bringen.

Ich wünsche aufrichtig, daß dieser Kongreß einen wirksamen und bedeutungsvollen Fortschritt darstelle und daß damit ein neuer Schritt nach vorwärts in der Geschichte der zivilisierten Nationen getan werde."

Gewaltiger und begeisterter Beifall lohnte Mussolini diese Worte, welche die italienischen Frauen als ein bedeutungsvolles Versprechen nehmen.

Nach Mussolini sprachen Dr. Romelia Troisi, die Sekretärin des italienischen Zentralkomitees, Alice Schiavoni-Bocio, Präsidentin des Organisationskomitees, Paola Benedettini vom Stimmrechtsvorstand in Rom für die italienische Presse und als letzte antwortete in einem groß angelegten Ueberblick über die Frauen- und Stimmrechtsbewegung Mrs. Chapman Catt. Bei ihrer Rede kam es einem so recht zum Bewußtsein, wie umfassend und unwiderstehlich die ganze Bewegung geworden ist und wie klein und wie furchtbar konservativ unsere Schweiz dieser Bewegung gegenüber dasteht. Gerne gingen wir näher auf diese lichtvolle Rede ein, aber der Raum erlaubt es nicht.

(Fortsetzung folgt.)

—o—

Der Staat im Staate.

(Eingesandt.)

In unserm politischen Männerstaat, in welchem die Frauen die gewünschten Rechte noch nicht besitzen, ist eingeschlossen ein kleiner, wirklich demokratisch regierter Wirtschaftsstaat, die **Konsum-Genossenschaft** Lebensmittelverein Zürich mit 32,000 Mitgliedern. Diese Mitgliederzahl mit ihren Familienangehörigen repräsentiert ungefähr eine Gemeinde wie Winterthur und wählt, Männer so gut wie Frauen, einen Rat von 100 Repräsentanten, den Genossenschaftsrat, welcher aus beiden Geschlechtern zusammengesetzt wird. Außer in dieser Legislative sind auch in der Exekutive, dem Aufsichtsrat, Frauen vertreten. In der abgelaufenen Wahlperiode waren von 100 Genossenschaftsräten ca. 80 Männer und 20 Frauen und von 17 Aufsichtsräten 13 Männer und 4 Frauen. Heute stehen Neuwahlen vor der Türe und die Frauen werden, trotz der überall spürbaren Gegenströmung in ungefähr der gleichen Anzahl wieder vorgeschlagen. Es gilt darum, am 26. Mai zu beweisen, daß wir stimmen können und stimmen wollen, daß wir Frauen Interesse haben nicht nur an politischen, sondern auch an wirtschaftlichen Fragen.

Wer Gelegenheit hat, tiefer in den Sinn der Konsumgenossenschaftsbewegung einzudringen, und zu sehen, wie diese wirtschaftlich und sozial wichtige Bewegung an Bedeutung gewinnt in allen Ländern, der muß sich aufrichtig freuen, daß auf diesem Gebiet den Frauen die Mitarbeit offen steht, ja noch in vermehrtem Maße gewünscht wird. Zwischen Sozialismus und Kapitalismus steht die Genossenschaft als Vermittlerin, als eigene Wirtschaftsform. Ihr wohnt nach Prof. Sombart „eine aufbauende Kraft inne; sie ist fruchtbar, positiv. Diese Kraft liegt in der Vielseitigkeit ihrer Wirkung, in ihrer Anpassungsfähigkeit an alle Verhältnisse, in der Reichheit ihrer Zielsetzungen und in einer Reihe schöpferischer Gedanken, die sie enthält. Das alles macht sie geeignet, eine wichtige Rolle bei der Ueberführung unserer heutigen Gesellschaft zu höheren Formen zu spielen." Und weiter: „Die Genossenschaft dient dazu, neben den bestehenden Wirtschaftsformen und über diese hinaus eine wirtschaftliche Organisation zu ermöglichen, die die Vorteile unserer höchsten Wirtschaftsform — der kapitalistischen — zum guten Teil in sich aufnimmt und empfindliche Mängel des Kapitalismus ausmerzt."

Und Herr alt-Nationalrat Jäggi schreibt zu seinen Richtlinien zur weiteren Entwicklung der Genossenschaftsbewegung:

„Namentlich soll auf die Mitarbeit der Frauen großes Gewicht gelegt werden, denn ihnen, die über den größeren Teil des Einkommens des Mannes verfügen, gebührt im Konsumvereinswesen entschieden auch ein größerer Platz, als dies bis anhin der Fall war."

So wollen wir freudig das Interesse an unserer Wirtschaftsdemokratie bekunden, am 26. Mai mit dem Stimmzettel in der Hand, und in der übrigen Zeit mit dem Einkaufskorb am Arme.

Die Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe.

Schon mehrmals ist unsern Leserinnen über eine „Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe" berichtet worden, erst über die Wünschbarkeit einer solchen Institution, später über die möglichen Wege der Verwirklichung und im letzten Herbst über deren endgültige Gründung durch den Bund schweizerischer Frauenvereine gemeinsam mit dem schweizerischen Verband für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge. Seither konnte das Interesse weitester Frauenkreise für diese Neugründung geweckt werden, so daß dank des großen Verständnisses und der bereitwilligen Unterstützung die Eröffnung der Zentralstelle am 1. Mai stattfinden konnte. Das Bureau befindet sich in Zürich, Talstraße 18 Damit ist Gelegenheit geboten, das reiche Material der Zürcher Frauenzentrale mitzubenutzen. Eine siebengliedrige Betriebskommission hat den Gang der Geschäfte zu überwachen." Sie besteht aus den Frauen: S. Glättli, Zürich, Präsidentin; H. Krebs, Zürich, Aktuarin; E. Bloch, Zürich, Quästorin; A. Eugster, St. Gallen; R. Neuenschwander, Bern; L. Schmidt, Neuenburg, und J. Gulbert, Genf, Beisitzerinnen. Zu den Sitzungen werden jeweils delegiert: O. Stocker als Sekretär des schweiz. Verbandes für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge und eine Vertreterin des Bundes schweiz. Frauenvereine. Als Sekretärin wurde A. Mürset aus Bern gewählt.

Aengstliche, zaghafte Gemüter mögen sich gefragt haben, ob die Gründung dieser Zentralstelle gerechtfertigt erscheint in einer Zeit andauernder Wirtschaftskrise, welche besonders für die berufstätigen Frauen auf der ganzen Linie eine in hohem Maße verschärfte Konkurrenz gebracht hat, sie aus verschiedenen Berufen sogar herauszudrängen droht. Wird die gestellte Aufgabe in dieser schweren Zeit die Kräfte nicht übersteigen? Die neue Zentralstelle ist sich der Schwierigkeiten bewußt, die es zu überwinden gilt. Es wird keine leichte Aufgabe sein, in dem Wirrwarr der heutigen Zeit zuverlässige Angaben über die Verhältnisse in den verschiedenen Frauenberufen zu erhalten und sich mit den täglichen Veränderungen und Schwankungen vertraut zu machen. Noch viel mehr Hindernisse werden sich in den Weg stellen, wenn es sich um helfende und sanierende Maßnahmen handeln wird. Doch bedürfen wir gerade heute bei der nie dagewesenen Unsicherheit eines festen Mittelpunktes, von dem aus sachlich und doch warmen Herzens Zustände und Verhältnisse in den Frauenberufen geprüft und wenn nötig Wege zur Besserung gesucht werden können. Zu diesem festen Mittelpunkt möchte die schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe werden. Sie kann es aber nur, wenn sie auf die Mitarbeit seitens der Frauenvereine und Berufsberatungsstellen für Mädchen rechnen darf. Nur in gegenseitigem Vertrauen, in einem Hand-in-Hand-Arbeiten wird es möglich sein, für die berufstätigen Frauen ersprießliche und nutzbringende Arbeit zu leisten.

Die Betriebskommission hat ein erstes Arbeitsprogramm aufgestellt, von dessen wichtigsten Punkten etwa zu nennen wären:

1. Sammeln von Material: die gesetzlichen Bestimmungen aller Kantone und der Eidgenossenschaft über Lehrtöchterwesen und Arbeiterinnenschutz; ferner Material über die Verhältnisse in den verschiedenen Berufskategorien der einzelnen Kantone.

2. Behandlung von Frauenberufsfragen in Fach- und Tagespresse.

3. Mitarbeit bei akuten Fragen der Frauenberufsarbeit (Reform im Dienstbotenberuf, Arbeitslosenfürsorge usw.).

4. Abgabe von Material an die Berufsberatungsstellen für Mädchen.

5. Mitarbeit bei entsprechenden Aufgaben der Frauenberufsorganisationen.

Dieses Programm ist als Richtlinie für den Beginn der Arbeit gedacht; der Tag wird weitere Aufgaben bringen. Viele Wünsche und Hoffnungen knüpfen sich an diese Zentralstelle. Möge es ihr vergönnt sein, ihre Aufgaben zu erfüllen und damit ein festes Glied in der schweizerischen Frauenbewegung zu werden.

Verbrannt haben sich schon viele Frauen die Finger, indem sie sich statt dem echten Künzle's „Sykos" im verschlossenen Paket einfach offenen Feigenkaffee, oder irgend eine Nachahmung geben ließen

---

und es war ihr, als ob ein heißer Atem, wie aus der Hölle da unten geboren, ihr das Herz versenge. — Traurig kehrte sie nach Hause zurück. Der Vater trank seinen Mokka und die Kleinen kauten ein Stück Lauch. Der Greis betrachtete Zeyneb mit Milde, und sie sah wohl, wie in seinen Augen eine verhaltene Bitterkeit lag. Auch er litt unter dem Schweigen Hassans, der doch seine ganze Hoffnung war. — Oft traf er sich mit dem Feldhüter, dem das schlimme Land seine Söhne geraubt hatte. Sie sprachen davon, und der Feldhüter seufzte mit einem mitleidigen Blick auf Zeyneb. Ohne ein Wort zu sagen, weinten dann beide. Noch gestern Abend hatten sie davon gesprochen, und über die schwarzen Erddächer des Dorfes schien ein Feuerwind zu wehen.

In der kleinen Moschee hatte der Muezzin seinen Ruf zum Mittagsgebet verklingen lassen. Die brennende Sonne war im Zenith angelangt, und die Tiere flüchteten sich in den spärlichen Schatten der Mauern. Nur einige Hennen liefen um einen Hahn herum, der eine Getreideähre im Schnabel hielt.

Da rief eine grelle Stimme in das ruhige Dorf: „He, Feldhüter!" Ein Gendarm, das Gewehr auf dem Rücken, die Reitpeitsche in der Hand, war vom Pferd gestiegen. Diese Neuigkeit verbreitete sich wie Pulverdampf in den ärmlichen Hütten. Halbnackte Kinder tauchten plötzlich den Straßenecken auf; die zögernden Köpfe der Frauen erschienen in den halb geöffneten Türen; die Männer stellten sich ehrerbietig vor der Moschee auf. Unter einen laubenartigen Gang von Buchen hatte man Teppiche und Kissen gebracht, die ins Haus des Bürgermeisters gehörten. Der Feldhüter war nach frischem Gras für das Pferd hinweggeeilt. Nun nahte der Gendarm mit stolzem Schritt und ließ sich auf dem Teppich nieder. Der Herr Bürgermeister führte eigenhändig dessen Pferd hin und her. Noch sprach der Gendarm nichts und ängstlich warteten die ihn umstehenden Bauern. Man trank den Kaffee. Um etwas zu sagen, wandte sich der Gendarm zum Bürgermeister: „Habt Ihr den Rest Eurer Steuern noch nicht bezahlt?" Das ganze Dorf zitterte, und der Bürgermeister erwiderte: „So Gott will, zahlen wir unsere ganzen Schulden zur Erntezeit. Gegenwärtig haben wir nichts." Der Gendarm sprach nun von Geschäften im Nachbardorf, zog aus seiner Tasche einen Brief, den er dem Bürgermeister überreichte, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon. — Das ganze Dorf atmete erleichtert auf, und der Bürgermeister öffnete den Brief; doch mußte man auf den Priester warten, daß dieser ihn lese. Endlich wurde das Schriftstück verlesen. Das Erbe Hassans kam aus dem Höllenland zurück, und das Gouvernement suchte die Erben: 78 Piaster und ein Schaf!

Mit Tränen in den Augen kehrte Zeynebs Vater nach Hause zurück. Angstvoll zuckte das Herz des Mädchens, und sie wandte sich zum Vater. Der antwortete nicht, nahm sie nur in seine Arme und Tränen rollten in seinen weißen Bart.

Zeyneb aber sieht für alle Zeiten ihren Hassan, der eine frohe Botschaft aus der Heimat erwartet, im Schatten bald vertrockneter Sträucher auf höllischem Boden, und sie sieht ihn sterben in Verzweiflung und Verlassenheit.

Liebeslieder.

Alle meine Liebeslieder
Reihe ich zu einer Kette
Und ich lege sie am Abend
Dir um deinen schlanken Hals.
Wie Korallen, nein, noch röter,
Nahm sie zärtlich auf dem Weiß,
Denn sie tragen ja mein Herzblut.
Wirst du, wie sie meiner Liebe
Großes, tiefes Meer besingen?

Gertrud Bürgi.

—o—

Liebeslied.

Möcht' küssen deiner Haare blonde Zier,
Möcht' meinen Mund zum Trunk dem deinen neigen,
So tränke ich des Lebens Wonne mir
Tief in mein Herz in seltsam süßem Schweigen.
Wie goldne Ketten legt' ich deine Hände
Um mein in Lust und Schmerz gebeugtes Haupt.
Ein Meer von Glanz aus deinen Augen fände
Die Seele mein, die schon der Herbst entlaubt.

Gertrud Bürgi.

IN GRAUBÜNDEN

empfehlen sich den Touristen bei kürzerem oder längerem Aufenthalt 924

ANDEER Alkoholfreies Gasthaus „Sonne“ Gasthaus.Pension.Rest.GelegenheitzuMineralbädern

CHUR Räthisch. Volkshaus b. Obertor Alkoholfr.Restaurant,Zimmer,Bäder,öffentl. Lesesaal

DAVOS Volkshaus Graubündnerhof Alkoholfreies Restaurant. Pension. Zimmer.

KLOSTERS Volkshaus Bahnhofn. Alkoholfreies Restaurant. Pension. Zimmer.

LANDQUART Alkoholfreies Volkshaus Bahnhofnähe. Rest. Zimmer. Pension. Schöner Saal.

St. MORITZ Alkoholfreis Volksheim b. Bahnhof. Hotel. Pension. Restaurant. Prospekte zu Diensten.

THUSIS Alkoholfreies Volkshaus Hotel Rätia Nähe Bahnhof u. Post. Rest. Zimmer. Pension. Bäder.

SCHIERS Alkoholfreies Gasthaus und Gemeindestube

Mässige Preise. Zur Verpflegung auf Schulreisen besonders geeignet. Keine Trinkgelder.

Vorteilhaft ist unsere halbfertige **Damen-Wäsche** in Ia. Lorrainestickerei. Schön, wie handgestickt, sehr solid, prakt. und moderne Dessins u. Schnitte. Auch Lieferung ganz fertiger Wäsche, sowie Verarbeitung Ihrer eigenen Stoffe. Feinste Ausführung von Richelieu-, Durchbruch- und Monogramm-Stickereien. 905 Muster gerne zu Diensten Frl. B. & L. Naef, St. Peterzell (St. Gallen)

20-jährige Tochter mit Säuglings- und Kindergärtnerinnenkurs, sucht passende Stelle zu kleinen Kindern in gutes Privathaus oder Kinderheim. Gefl. Offerten unter Chiffre F 231 Z an Orell Füssli-Annoncen, Zürich, Zürcherhof.

Junge Tochter sucht Stelle als Stütze der Hausfrau, am liebsten wo es Kinder hat. Familiäre Behandlung wird gewünscht. Offerten erbitte an Anna Gloor, Gebenstorf (Aarg.)

Kaffee Hag

Der koffeinfreie Bohnenkaffee zeichnet sich durch seine Unschädlichkeit aus und besitzt außerdem die Vorzüge des koffeinhaltigen Kaffees. Dr. med. Ph. M.

ELCHINA ist laut täglich einlaufenden Zeugnissen das *Lieblingsmittel der Nervösen.* Flac. Fr. 3.75, Doppelfl. 6.25 i.d. Apoth.

P R I M A

FRIMA IST PRIMA !

Das einzige, altbewährte Produkt für chemisches Waschen zu Hause! In der gelben Büchse mit aufgedruckter Gebrauchsanweisung überall erhältlich. Seifenfabrik Lenzburg A.-G.

Neu erschienen **Hauptkatalog 1923** Photohalle Aarau Bahnhofstraße 55

Nehmen Sie **N**ach der Mahlzeit **N**OVOCHIMOSIN Das regulierende Mittel der Magen- und Darmfunktionen. — In allen Apotheken erhältlich. Preis Fr. 3.— 862

Privat-Kochschule Zürich Witikonerstr. 53 Tel. Hottingen 29.02 Am 23. Mai 1923 beginnt ein neuer **Kochkurs** Leitung: Frl. A. Widmer. Dauer 6 Wochen.

Privat-Kochschule in Bern Telephon Bollwerk 12.33 Südbahnhofstraße 4 Kochkurse für feine und gut bürgerliche Küche. Prospekte und Referenzen durch die Leitung Frl. M. Zimmermann.

Privat-Haushaltungsschule „Tannenheim“ Kirchberg (Bern). Maximum 10 Schülerinnen. Prospekte und Referenzen zu Diensten. 926

Bad Pfäfers bei Ragaz 931 mit der weltberühmten Taminaschlucht und Termalquelle, 37½° Celsius. Kurarzt: Dr. Kuchenbecker. Dir. K. Stoettner.

Äschbacherheim Münsingen Theoretischer und praktischer Halbjahreskurs für Säuglings- und Kinderpflege. — Prospekte durch Frau Lud. Lauterburg, Falkenegg, Bern.

Kochkurse in Grindelwald (Berner Oberland) für bürgerliche feine Privat- und Hotelküche inkl. Patisserie. Ernährungslehre. Bewährte fachm. Leitung Luft- und Milchkur. Fünfwöch. Kurs vom 23. Mai bis 27. Juni. Prospekte und Referenzen. 838 Hotel Pension Silberhorn.

Sie sind immer chic gekleidet, wenn Sie sich bei Seiden-Spinner bedienen. Als Spezialhaus bietet Ihnen derselbe sowohl was Preise, Auswahl, Eleganz, als auch Qualität anbelangt, ganz besondere Vorteile. Wenn Sie noch nicht Kunde sind, machen Sie einen Versuch und kaufen Sie bei

Seiden-Spinner, Zürich 52 Bahnhofstr. 52

VORHANGE zermürben zu schnell, wenn sie nicht periodisch gewaschen werden.

Deren Frühjahrsreinigung besorgt Ihnen die **WASCHANSTALT ZÜRICH A.-G.** Zürich 2, Wollishofen mit Ihren Ablagen in allen Stadtteilen. (Telephon Selnau 104).

Kleiderfärberei und chem. Waschanstalt G. Treizger, Aarau zum Bad, Storchengässchen Telephon 9.07 Telephon 9.07 empfiehlt sich zum Färben und chem. Waschen von Herren-, Damen- und Kindergarderoben Trauer-Artikel in 2—3 Tagen Dekatieren von Wollstoffen wird tägl. besorgt Prompter Postversand. 3760

Das bestbewährte Cocosfett **PALMIN**

PALMONA Das vorzügliche Kochfett

Königin-Suppe nach dem Kochbuch zubereitet, verlangt viel, z. Teil recht teure Zutaten und tüchtige Arbeit; Maggi's Königin-Suppe in Würfeln dagegen verlangt nur mit Wasser angerührt und 10—15 Minuten gekocht zu werden: das ist sowohl der häuslichen Gemütlichkeit als auch dem Geldbeutel zuträglicher. Maggi's Suppen tragen gelb-rote Etiketten.

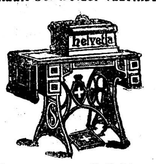
Schuhhaus A. Traber-Bürgi, Aarau Bahnhofstrasse -:- Rathausplatz Für 830 jedes Wetter, jeden Zweck und jeden Fuss finden Sie den passenden Schuh in nur Ia. Qualitäten zu billigsten Tagespreisen Reparaturen prompt u. billigst — Strümpfe Versand nach auswärts

10 Jahre jünger nach Steinach ohne Operation. Genaue Information gegen 20 Cts. in Marken vom Verlage Energie, Rennweg 26, Zürich. 813

Arosa Sanatorium Villa Dr. Herwig 1850 m über Meer. ...mütlich eingerichtete, kleinere Heilanstalt für Leicht-...genkranke (40 Betten). Sonnige, geschützte Lage ...ekt am Wald. Röntgenkabinett, Quarzlampe etc. Eingehende individuelle Behandlung. Hausarzt. Reduzierte Preise. 932

Flotte Herren- u. Damenstoffe i. gediegener Auswahl, Strumpfwollen u. Wolldecken liefert direkt an Private zu billigsten Preisen gegen bar oder gegen Einsendung v. Schafwolle od. alten Wollsachen die TUCHFABRIK (Aebi & Zinsli) in SENNWALD Muster franko. 856

Kauft Schweizer-Fabrikat



Bequeme monatl. Zahlung **Verlangen Sie illustr. Katalog** Schweiz. Nähm.-Fabrik, Luzern

Das Neueste in Tüllvorhängen Brise-Bise, Vitrages und Draperien in jeder Breite u. Preislage, in weiß, ecru, beziehen Sie am vorteilhaftesten direkt bei Ant. Stadler, Broderie, Wil (St. Gallen.) Muster franko. 858

Berner Leinwand Bett-, Tisch-, Toiletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle. Spezialität: 793 **Braut-Aussteuern** liefern in anerkannt vorzüglichen Qualitäten **Müller-Stampfli & Cie., Langenthal** Nachfolger von Müller-Jaeggi & Cie. Tel. Nr. 23. Gegründet 1852. Muster umgehend. Um *Verwechslungen* zu vermeiden, bitten wir Korrespondenzen genau an obige Adresse zu richten.

Töchter-Kurhaus Arosa 1800 m 1800 m Familiär geführtes Hochgebirgsheim für junge Damen und Mädchen. Prospekte postwendend. Vorsteherin: Frl. Fanny Forter. Leit. Arzt: Dr. F. Lichtenhahn.

Locarno Haushaltungsschule und Sprachinstitut ...au Egli-Steiner. Eintritt: Januar, April und ...tember. Prospekte und vorzügliche Referenzen

Herabgesetzte Preise auf **Strick-Maschinen** für Hausverdienst in den gangbarsten Nummern u. Breiten, sofort lieferbar. Event. Unterricht zu Hause. Preisl. Nr. 40 geg. 30 Cts. in Briefmarken bei der Firma Wilhelm Müller, Maschinenhdlg., Stein, Aarg. Am Lager sind auch Strickmaschinen-Nadeln für allerlei Systeme. Woll- u. Baumwollgarne, Lehrbücher. 615

Reese Backwunder das echte Sicherheits-Backpulver Versagt nie

Fort mit den Runzeln. Es ist in vielen Fällen gelungen, mit einem neuen, ganz harmlosen Mittel Runzeln, Krähenfüße, Mitesser und Pickel zu beseitigen ohne Schmerzen und ohne große Kosten. Es werden weder Pillen noch Pflaster, Puder, Bandagen oder Apparate verwendet. 923 Bisher sind die erzielten Resultate sehr gute. Einige Fälle waren geradezu erstaunlich. Daher wünschen wir jetzt, um weitere Erfahrungen zu sammeln, jeder Person, die das Verlangen hat, sich von Runzeln, Falten, Krähenfüßen, Flecken, Mitessern und schlechtem Teint zu befreien, ein ausreichendes Quantum unseres Mittels zum Ausprobieren ganz umsonst und portofrei zu übersenden. Hieran ist keine weitere Bedingung geknüpft, als die Verpflichtung, uns über die Wirkung einen wahrheitsgemäßen Bericht zu erstatten. Strengste Diskretion wird zugesichert. Schreiben Sie sofort, oder schneiden Sie sich mein Angebot aus. Marylan-Vertrieb, Goldach 69, Kanton St. Gallen.

Sanatorium du Midi und Sofia Davos-Platz Schweizerischer Betriebskrankenkassen-Verband Pensionspreis inkl. ärztlicher Behandlung, Bäder, 5 Mahlzeiten, für Mitglieder von Krankenkassen Fr. 8.— für Privatpatienten Fr. 9.— bis 12.—. 879

Brilly Prakt. Haushaltung und Handelsschule „La Semeuse“ 925 Gründl. Ausbildung. Sprachen. Musik. Handelsfächer erteilt v. Prof. der Lausanner Handelsschule v. 1. Okt. an. Prosp. u. Refer. Ruhige, staubfr. Lage. Mäss. Pensionspr. Eintritt das ganze Jahr. 10 Min. Lausanne

Sie wichsen falsch! Nach dem Auftragen v. Schuhcrème „RAS“ sollen die Schuhe sofort gebürstet werden. (Nicht ganz trocknen lassen!) Sie erhalten dadurch überraschend schnell einen tiefschw. Hochglanz A. Sutter, chem.-techn. Fabriken, Oberhofen.

Herisau Mädchen-Institut „Freiegg“ Gute Schule. Sorgfältige Erziehung und Nachhülfe. Fröhliches Familienleben. Stärkendes Voralpenklima. Frau A. Vogel.

Ia. Leintücher Ia. in Leinen, Halbleinen und Baumwolle, Tischzeug, Servietten, Damast, Bazin, Wasch-, Hand- u. Küchentücher, 910 komplette Brautausstattungen kaufen Sie billigst bei Werner Egger, Leinwandfabrikation, Aarwangen. Verlangen Sie Gratismuster.

Arosa Pension Daheim 10 Betten Tel. 209. Ferien- und Erholungsaufenthalt für junge Mädchen und Damen. Auskunft durch Schwester M. Härlin.

Arosa Kinderheim „BERGSUNNA“ Prächtige, sonnige Lage am Walde. Kleine Zahl Kinder. Individuelle Wartung und Pflege. Grosser Garten und Spielplatz. Sonnenbad. Quarzlampe. Arzt: Dr. O. Amrein. Pensionspreis inkl. ärztl. Behandlung von Fr. 10.— an. Referenzen. Prosp. durch die Besitzerinnen Schwester Emmy Leemann, Schwester Ida Keller.

Solbad-Eden Rheinfelden Solbäder heilen und stärken. Sie machen widerstandsfähig gegen Krankheiten.

Haben Sie schwer, einen bequemen Schuh zu finden? Wir führen als Spezialität Schuhwerk aller Art in breiten Natur-Formen für Kinder und Erwachsene. Verlangen Sie unverbindlich Prospekt Nr. 7 **Reform-Schuhhaus Müller-Fehr** Zürich 1 Kirchgasse 7

Paidol Anerkannt bestes Kindergries Säuglingsnahrung Seit mehr als 30 Jahren bewährt Ueberall erhältlich.

Kurhaus Monte Brè Lugano-Castagnola Kuranstalt für phys. diät. Therapie. Erfolgreiche Behandlung bei Magen-, Darm-, Nieren- u. Herzleiden, Stoffwechselstörungen, Diabetes, Rheuma Gicht. Spez. albehandlung von Basedow, Asthma und Frauenkrankheiten. Pensionspreis v. Fr. 9.— an. Aerztliche Behandlung. Prospekte frei durch Die Direktion. 911

Frauenschule „Sonnegg“ Ebnat-Kappel Toggenburg Beginn der Frauenbildungskurse für Töchter 15. April und 17. Sept. Praktische und theoretische Fächer. Kindergärtnerinnenkurse. Mässige Preise. Prospekte und nähere Auskunft durch die Leiterin 914 Helene Kopp.

„Sennrüti“ 498 DEGERSHEIM TOGGENBURG 900 M. ü. M. Best eingerichtete Sonnen-, Wasser- u. Diätkuranstalt. Erfolgreiche Behandl. v. Aderverkalkung, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Nerven-, Herz-, Nieren-, Verdauungs- u. Zuckerkrankh., Folgen v. Grippe etc. — Frühjahrskuren. — Ill. Prosp. F. Danzeisen-Grauer. Dr. med. v. Segesser.

✠ **Gratis** ✠ und diskret versende ich meine Prospekte über hygienische u. sanitäre Artikel H. Gächter, Genf, 12, Rue des Alpes. 850

Birkenblut Ges. gesch. Wunder tut!

Ueberraschende Heilerfolge bei Haarausfall, spärlicher Haarwuchs, Schuppen, Ergrauen, Kahlköpfigkeit. Mehrere Tausend lobende Anerkennungen u. Nachbestellungen auch aus ärztlichen Kreisen. Grosse Flasche Fr. 3.50. 2778 **Birkenblutcrème** gegen trockenen Haarboden. Dose Fr. 3.— und 5.—, Birkenbrillantine, feste Fr. 2.80, flüss. Fr. 2.50. Birken-Shampoon 30 Cts. — Feine Arnika-Toilettenseife Fr. 1.30. — Prompter Versand. Alpenkräuter-Zentrale am St. Gotthard, Faido.

Haushaltungsschule, Bru p. Grandson. Regelmässige Kurse von 3, 6 oder 12 Monaten. Ferienkurse vom 5. Juli bis 16. August. Entzückender Sommeraufenthalt. 902 Frl. Ray.

Nummer 20

Schweizer Frauenblatt

Samstag den 19. Mai 1923

Aus der Frauenzentrale Schaffhausen.

Unsere Zentrale entstand im Laufe des Winters 1920/21 infolge einer Anregung der Vereinigung für Frauenstimmrecht. Sie ist kein neuer Verein und beabsichtigt nicht, irgend eine andere Frauenorganisation zu verdrängen, sondern sie ist eine Zusammenfassung der auf dem Gebiete der gesamten Frauenbewegung wirksamen Kräfte. Sie ist ihrem eigentlichen Wesen nach ein Arbeitsausschuß, der Aufgaben, welche die Kräfte eines einzelnen Frauenvereins übersteigen, zu bewältigen sucht. Ihre erste Tat ist dafür typisch: die Schaffung der weiblichen Berufsberatungsstelle. Stadt, Kanton, Bürgergemeinde, sowie einzelne Vereine halfen uns finanziell; die Hauptleistung aber trägt Frl. Elisabeth Frey, die ohne irgend welche Entschädigung das arbeitsreiche Amt der Berufsberaterin in mustergültiger Weise ausübt. Während ihrer Ferienzeit wurde sie einmal von Frl. Martha Schudel, gewöhnlich von Frl. Martha Mächling aufs bereitwilligste vertreten. Die Berufsberatungsstelle ist eine vielfach in Anspruch genommene Einrichtung geworden, die wir in Schaffhausen nur mit großem Bedauern missen würden.

Nachdem die „Vereinigten Frauenvereine", wie die Frauenzentrale zuerst hieß, bis im Juni 1922 ohne Statuten, als loser Zusammenschluß gearbeitet hatte, machte sich das Bedürfnis nach einer strafferen Organisation geltend. Statuten wurden beraten und angenommen; darnach ist jeder der angeschlossenen Vereine durch zwei Delegierte vertreten, die mindestens einmal im Vierteljahr zur Delegiertenversammlung zusammentreten. Fünf der Delegierten bilden das ständige Bureau, das mindestens jeden Monat einmal tagt. Leider konnte die bisherige Präsidentin, Frau Dr. Amsler, wegen anderweitiger starker Inanspruchnahme ihr Amt nicht wieder übernehmen; es wurde Frau Kägi-Fuchsmann übertragen.

Die neu organisierte Frauenzentrale befaßte sich zunächst mit der Organisation der Heimpflege. Gedacht war, rekonvaleszenten oder sonst ruhebedürftigen Hausfrauen für kürzere Zeit eine in den Hausgeschäften bewanderte Person zur Verfügung zu stellen, um die Hausfrau von der täglichen Arbeit zu entlasten. Doch kamen wir mit unsern Bestrebungen dem Kirchenstand ins Gehege, welcher sich mit ähnlichen Plänen trug und der Ansicht war, eine derartige Institution sei durchaus eine kirchliche Angelegenheit und unsere Mitarbeit ablehnte. Dagegen trug man uns an, uns der Freizeitbeschäftigung schulpflichtiger und schulentlassener Mädchen anzunehmen, worauf wir mit Freuden eingingen. Zunächst sollte im Auftrag des Zentralsekretariates „Pro Inventute" eine Musterkollektion für Säuglingswäsche hergestellt werden. Frl. Pfister und Frl. Frey gewannen eine kleine Schar Mädchen und bewältigten die Aufgabe in knapp vier Wochen; im Oktober erweiterte sich dieser Kreis zu einem Spielwarenkurs, der infolge der zahlreichen Teilnehmerinnen an drei Nachmittagen geführt werden mußte. Auch hier halfen wieder eine Zahl Freiwilliger in aufopferndster Weise mit. Herr Bürgerratspräsident Biedermann stellte uns ein freundliches, geheiztes Lokal gratis zur Verfügung. Auch finanzielle Beiträge der Pro Inventute, des Gemeinnützigen Frauenvereins und des Vereins für praktisches Christentum unterstützten das von schönem Erfolg gekrönte Unternehmen.

Von allerhand halb- oder noch gar nicht verwirklichten Plänen wollen wir schweigen; dagegen möchten wir noch etwas über unsere Hauptaufgabe für die nächsten Jahre, um die alle anderen Veranstaltungen sich herumranken, sagen. Diese Hauptaufgabe ersehen wir darin, unser Möglichstes zur Ertüchtigung der weiblichen Jugend als Hausfrauen und Mütter einerseits, als Selbständig-Erwerbende anderseits, beizutragen. Dazu ist nötig: Aufklärung der Eltern und der Oeffentlichkeit über die Bedeutung dieser Ertüchtigung in nationalökonomischer und vor allem in ethischer Beziehung. Zwei äußere Dinge sollen an der Verwirklichung mithelfen: die Berufsberatung und die weibliche obligatorische Fortbildungsschule. Von hier aus betrachtet, wird vielleicht deutlich, warum die Frauenzentrale so zähe um die Berufsberatungsstelle sorgte und immer wieder darauf kam und darauf kommen wird.

In diesen großen Zusammenhang gehörte der Vortrag von Frl. Mächling vor der Lehrerbezirkskonferenz Schaffhausen über: Die Notwendigkeit der doppelten Ausbildung der Mädchen; derjenige von Frl. Anna v. Gierke aus Charlottenburg über: Hausfrau und soziale Arbeit, sowie der Vortrag von Herrn Nat.-Rat Dr. Waldvogel über die Arbeitsdienstpflicht. Vorgesehen ist auf den 9. Februar eine öffentliche Versammlung, wo Frl. Neuenschwander aus Bern über das Dienstlehrjahr sprechen wird. Diese Vorträge bezeichnen die Hauptrichtung unserer Arbeit; daß allerhand kleinere Unternehmungen daneben herlaufen, versteht sich von selbst.

Abschließend möchten wir bemerken, daß bis jetzt acht städtische Vereine, sowie der Frauenverein Schleitheim in unserer Zentrale organisiert sind.

—0—

Der Engel von Sibirien.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald, Wien.

„Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohltäter; ihr dickes Gedächtnis bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Bann der Menschheit vergißt des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Tieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern."

So schrieb vor beinahe hundert Jahren ein deutscher Dichter. Und so ist es geblieben. Wir haben inzwischen den Weltkrieg gehabt, einen Anschauungsunterricht genossen, der geeignet wäre, alle Völker für alle Zeiten zur Besinnung zu bringen, aber auch er wird ohne Wirkung zu üben an den nachfolgenden Geschlechtern vorübergehen. Denn die Geschichte wird nur die Namen Joffre, Haig, Hindenburg und Cadorna aufzeichnen, wird aber nichts wissen von der Schweizer Witwe, die sechs Wiener Kinder drei Jahre lang von ihrer Hände Arbeit erhalten hat; nichts von dem schwedischen Bergmann, der ein Jahr lang unterirdisch gearbeitet hat, weil man das besser bezahlt bekommt, um den Ueberschuß den hungernden Wiener Kindern zu schenken; und sie wird nichts wissen von Elsa Brändström.

Jetzt natürlich lebt noch die Erinnerung an den Krieg frisch in allen Herzen und so kann es vorkommen, daß in Wien oder Berlin auf der Straße sich folgende Szene abspielt: ein schönes junges Weib, stark wie ein nordischer Baum und licht wie ein Sommertag in Schweden, geht in Schwesterntracht über die Straße. Ihr begegnet ein älterer Mann aus dem Volke, über seine vergrämten Züge geht ein Schimmer der Freude und zur Begrüßung greift er nach dem Saum ihres Mantels, um einen Kuß darauf zu drücken. Den Umstehenden erklärt er den Vorgang, indem er sagt: „Das ist nämlich Elsa Brändström. Wir Kriegsgefangenen aus Deutschland und Oesterreich nennen sie den Engel von Sibirien."

Bis 1914 war Elsa Brändström nichts als die Tochter des schwedischen Gesandten in Rußland. Dann kam der Krieg und schuf ihr ein neues Schicksal. Von 1914 bis 1920 hat sie unter Kriegsgefangenen gelebt, ihre Leiden geteilt und gelindert.

Jetzt kommt sie Zeugenschaft ablegen von dem Ungeheuerlichen, das sie gesehen hat. Sie hat nämlich ein kleines Büchlein geschrieben und darin alle Tatsachen dargestellt, die ihr bekannt geworden sind.*) Mit ganz schlichten Worten, beinahe ungelenk, ohne Sentimentalität, mit vollkommener Ausschaltung der Phantasie erzählt sie, durchaus keine Schriftstellerin, was geschehen ist, sie macht niemanden verantwortlich, niemand ist schuldig. So waren die Verhältnisse in Rußland so schnell ist alles gegangen. Sie findet für Greueltaten keine Anklage. Sie erzählt sie einfach, und die Wirkung ist ungeheuer.

Ihr Interesse für die Kriegsgefangenen erwacht im Herbst 1914, als sie mit ihnen zum erstenmal in Berührung kommt. Bei einem Besuch des Nikolaihospitals führt der Chefarzt sie und ihre Freundin durch das riesige Krankenhaus, in dem 4000 Verwundete liegen. Nachdem sie die Säle mit den russischen Verwundeten gesehen hat, fragt sie der Chefarzt lachend, ob sie auch „die Menagerie" sehen wolle. So nennt er die Säle, in denen die Kriegsgefangenen liegen. Sie gehen hinein: „Die Gefangenen lagen hier unter schlechteren Verhältnissen als die Russen. Es schlug uns aber eine Welle von zielbewußtem Willen, von Kraft und Zusammenhalt entgegen, die scharf gegen das erdrückende Gefühl der Hilflosigkeit bei den russischen Verwundeten abstach. Man mußte sich fragen, woher die Kraft bei den Menschen kam, die gefangen mit dem Tod rangen. Sie strömte aus der innern Kraftquelle hochstehender Kulturvölker, die den Menschen über seine Umgebung emporhebt. Dieser erste Eindruck hat sich in den folgenden fünfeinhalb Jahren meiner Arbeit unter ihnen immer mehr und mehr befestigt."

Die Personenfrage entscheidet das Schicksal der Gefangenen. Ist der Kommandant ein anständiger Mensch — auch solche kommen vor — so haben die Gefangenen nur das zu erleiden, was die Verhältnisse Hunger, Kälte, Raumknappheit, Mangel an Wasser, Kleidern, Seife, mit sich bringen. Ist aber der Kommandant ein schlechter, nachlässiger, betrügerischer Mensch, sagt er auch nur ein einziges Mal zu seinen Gefangenen „Deutsche Schweine", läßt er an einem die Prügelstrafe vollstrecken, läßt er einen anderen durch ein Mißverständnis ins Gefängnis werfen, so ist das das Zeichen für das ganze Lager zu wahren Orgien der Bosheit und Korruption. Will die Wachmannschaft sich an den sozial überlegenen Kriegsgefangenen rächen, so hat sie tausend Mittel dazu: Man verbietet den Gefangenen in die Heimat zu schreiben, man macht sich lustig über ihre Wunden, man nimmt den Leuten ihre Kleider weg und gibt sie tschechischen Ueberläufern — in Kiew wurden alle deutsch sprechenden Gefangenen mißhandelt, um den Soldaten slawischer Nationalität zu zeigen, daß sie eine Vorzugsbehandlung genössen —, man verbietet ihnen miteinander zu sprechen, sie dürfen sich nicht vom Ungeziefer befreien, sie dürfen nicht singen und nicht musizieren, ein Vortrag über den Hochofenprozeß, den ein Ingenieur halten will, wird als politisch verboten. Alles Böse, was Menschen andern antun können, geschieht. Die Gefangenen, die unter solchen Verhältnissen leben, in dicker, feuchter Luft, in düsterem, schwerem Schweigen, bei einem kleinen Lichtstumpf, gequält von Heimweh, in nutzlosem Grübeln, finden nur selten erlösenden Schlaf und es entsteht nach kurzer Zeit jene Kriegsgefangenenpsychose, welche die sittliche Kraft auf die härteste Probe stellt. Unerhörte innere Konflikte, hoffnungsloses Mißtrauen aller gegen alle und alles, ungestillter geistiger Hunger quälen. Eine nagende Unruhe, ein verzweifeltes Gefühl der Leere nimmt überhand. Alles irritiert und stört. Nebensächlichkeiten wachsen zu Lawinen an und zuletzt kommen Apathie und Schlafsucht. Gegen alle diese Seelenkrankheiten gibt es nur ein einziges Heilmittel: einen Brief aus der Heimat. Aber der kommt nicht an. Die schon im Frieden schlechten russischen Postverhältnisse bringen es mit sich, daß nur ein geringer Bruchteil der Briefschaften anlangt. Noch seltener kommt ein Geldbrief an. Und am seltensten das heiß ersehnte Paket mit den Lebensmitteln und Kleidern, die die Lieben aus der Heimat gesendet haben. Für die findet sich unterwegs immer ein Liebhaber, so daß die Gefangenen zuletzt nach Hause schreiben, man möge ihnen lieber nichts schicken.

Die, von denen bisher berichtet wurde, sind die Glücklichen, sind diejenigen, die noch unter Umständen lebend fortkommen können. Entsetzlich ist es, in der Gefangenschaft sterben zu müssen. Fortwährend werden die Menschen herumgeschickt. Es gibt Bahnfahrten, die bis zu vier Monaten dauern. In einem verschlossenen Waggon, in dem höchstens 28 Russen befördert werden würden, werden bis zu 45 Kriegsgefangenen gepfercht. Die Wagen strotzen von Ungeziefer. In der Nähe des Ofens kann man verbrennen, an den weiter liegenden Ecken erfrieren. In verpesteter Luft hocken sie, halb besinnungslos. Manchmal bekommen sie etwas zu essen, oft aber ist die einzige Erfrischung der Kipiatok, das heiße Wasser, welches auf den Stationen unentgeltlich verabreicht wird, d. h. auch das können sie nur bekommen, wenn ihnen die Wache gestattet, auszusteigen. Stirbt einer unterwegs, so muß der Leichnam im Waggon bleiben, da die Gefangenen bei der Ankunft nach der Zahl übergeben werden müssen, gleichgültig ob tot oder lebendig. Das alles liest man und ist dann nicht erstaunt, wenn Elsa Brändström dann in ruhigem Chronistenton vermerkt, es seien öfter Wagen angekommen, in denen man Lebensmittel oder Maschinen vermutet hätte. Habe man sie aber eröffnet, so habe man nichts darin gefunden als tote Gefangene.

(Schluß folgt.)

—0—

*) Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914—1920 von Else Brändström. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

Die Autorität im frühen Kindesalter.

Von Marie v. Greyerz.

Sollte es darüber Wichtiges, Neues zu sagen geben?

Es ist doch im Grunde eine einfache Sache für uns, Autorität zu sein den Kleinen gegenüber, die wir an so viel Körperlänge überragen, daß sie zu uns heraufschauen müssen. Wir sind 4, 7, 10 mal älter als die winzigen Erdenbürgerlein, wissen, kennen, können so viel, daß sie verstummend uns anschauen, wenn wir von „vorgestern" und „vom letzten Jahr" sprechen, wenn wir ohne eine Miene zu verziehen das Schloß öffnen, das den schwachen ungeübten Fingerlein widerstand.

Dank dieser — billigen — Ueberlegenheit erzielen wir denn auch bei der kleinen Mannschaft unschwer die Gefügigkeit und den Gehorsam und leisten damit uns und andern den Beweis, daß wir die nötige Autorität haben und sind — im alten, wie im neuen Jahre.

Nun, meines Erachtens gibt es über diese Sache doch etwas zu sagen. Und zwar etwas Umstürzendes.

Die Autorität und alles Autoritäre sehe ich als etwas Falsches, etwas von Grund aus Falsches an. Ob die Autorität dem Mündigen oder Halbmündigen oder Unmündigen gegenübertritt — immer ist sie etwas Falsches.

Ich fühle das Bestürmen von allen Seiten: „Wollen Sie denn Ungehorsam, Unordnung, Anarchie aufrichten schon unter dem kleinen Volk? Es ist wahrlich genug, was wir an Unbotmäßigkeit bei den Heranwachsenden zu ertragen und zu beklagen haben!"

Ich wiederhole: Ich möchte keinem Kinde Autorität sein.

Autorität darf dem Erwachsenen und dem Kinde nur das unpersönlich Gute sein. Wenn den Kindern ein Gebot oder Verbot, eine Gewöhnung oder eine Strafe begründet wird mit den Worten: „Ich habe es gesagt", „Ich will es einfach nicht haben", so stellt sich der Erzieher, stellt sich die Mutter dem Kinde als höchste Instanz hin. Was diese Instanz sagt und spricht, meint und tut, soll dem Kinde für das unzweifelhaft Richtige gelten. Ihre Beurteilung von Menschen und Dingen, ihre persönliche Erfahrung, ihre traditionellen und konventionellen Scheuklappen, läßt von vornherein etwas ihr Fremdes nicht aufkommen und anerkennt nur als gut, was denselben Weg geht wie sie

---

nis zu seinem Sinn und Inhalt. Sie hat ihre Berechtigung gegenüber jener einen Frage, die es behandelt, der nach den freien Bildungs- und Berufsmöglichkeiten der unverheirateten Frau. Doch zugleich ist das Buch in diesem Punkte in den etwa dreißig Jahren seit seinem Erscheinen bereits überholt. Er betrifft Dinge, die der Strudel der Trauerbewegung zurzeit zu oberst geschleudert, Probleme, die eine vorübergehende Konstellation der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgegeben hatte, und die jetzt auf dem Wege der Lösung sind. Das unverheiratete Mädchen ist heutzutage in seltenen Fällen mehr auf die entwicklungs- und zukunftslose Scheinexistenz im engumgrenzten Familienkreise angewiesen. Die Pforten des Berufes, der Kunst, der Wissenschaft, an die Agathe Heidling vergeblich pochte, öffnen sich ihr eine nach der andern. Die Schläge, die der Roman in dieser Richtung führt, gehen nunmehr fast alle in die Luft. — Indessen, wir haben gesehen, daß ihm noch eine andere Form zugrunde liegt: schwerer lösbar und bis jetzt ungelöst. Ihr gegenüber aber ist die gewählte Form unberechtigt. Die Willkür sozialer Umstände ist auf diesem Gebiet machtlos; hier liegen die Ursachen tiefer.

Die Problemverschlingung des ersten Werkes löst sich in den folgenden. Die vielleicht nicht ohne eine gewisse Sensationslust aufgegriffene Tagesfrage verschwindet; die andere, die um so schwerer wiegt, als sie weniger diskutiert und diskutierbar ist, tritt mit klaren Zügen hervor. Dementsprechend weicht der sensationelle Anklageton langsamer gegenüber den in menschliche Willkür gegebenen Institutionen, befremdend gegenüber einer Angelegenheit, die nichts damit zu tun hatte) mehr und mehr zu gunsten einer stillen, unaufdringlichen aber um so eindringlicheren Darstellung. Noch „Ellen von der Weiden" (das Problem der unverstandenen Frau) schwankt in beider Hinsicht, formell wie inhaltlich, ein wenig, enthält noch ein Gran von der tendenziösen Schärfe, der Hinneigung zu gang und gäben Fragen der Frauenbewegung, wie sie das Erstlingswerk kennzeichnen. Doch mit „Liselotte von Reckling" hat sich die Reuterische Frau und zugleich das Reuterische Problem rein und unvermischt mit fremden Bestandteilen durchgesetzt.

Die Dichterin einer gewissen, bestimmt geprägten Frauenart (wohl die „Frau der Sehnsucht" oder die „Frau der Zukunft" benannt), auch das ist eine der Etiketten, unter denen die Kunst Gabriele Reuters bekannt ist. Auch sie hat ihre Berechtigung. Und man kann sagen: zu gleicher Zeit mit diesem „ihrem" Frauentyp entwickelt, bildet sich „ihr" Problem. Wie die Züge dieses Weibes sich feiner, schärfer, individueller gestalten, gewinnt auch der zugleich mit und durch dessen Wesensart gegebene Konflikt an Einfachheit, Tiefe und Lebensnotwendigkeit. War er in Agathe Heidling angeschlagen, in Gunhild Kersten, Luise von Kosegarten, denen sich eine große Anzahl von Novellenfiguren anschließen, fortgesetzt, so steht er in Liselotte von Reckling, Cornelie Reimarus und Elena Schneider auf seiner Höhe. Der Konflikt dieser drei ganz Reuterschen Frauengestalten, über die die Dichterin alle Schönheit und Wehmut ihrer Kunst, ihren ganzen herbstlich bleichen Reiz ergossen hat — und die doch abseits stehen von den höchsten Lebensgütern, die den süßen Kelch des Lebens kaum einmal flüchtig berührt haben, und die in schmerzlicher Frage hinübersehen zu solchen, die ihn skrupellos genießen dürfen, zu „solchen, die geliebt werden".

(Fortsetzung folgt.)

—0—

An das Leben.

Ueber allen Wolken
bist du, o Sonne!
Ueber aller Nacht
ist Licht,
und Lust über aller Qual!
Und diese kleine Insel
mit den rings steil abstürzenden Klippen
auf der wir träumen,
ist umflossen von einem tiefen Leben.
Tod, wer glaubt noch an dich,
Tod, wer zittert vor dir,
der einen Augenblick lebte?
Wißt ihr, was Leben heißt?
— Den Tod nicht kennen —
das ist —
wie klopft mein Herz an die Rippen! —
Das ist Leben!
Ewiger Wandel des Seins,
steigender Wandel, ich grüße dich!
Tod und Furcht vor dem Tod
kennt nur die Scham und die Schuld,
aber der Freie, er lebt!

Emil Gött (1864—1908).*)

*) Gesammelte Werke. München, Beckische Verlagsbuchhandlung.

Ferientage am thyrrenischen Meer.

Ein unbekümmert, herrlich Leben lebt sich am Strande des Forte dei Marmi. Tage tief inneren Königtums lassen sich dort verbringen, eine seltsam stählende Kraft läßt sich schöpfen aus dem Anblick der unbegrenzten Weltweite. Eine schiffbedeckte Hütte nur, nach all den Raffiniertheiten der Großstadt, ist das Eigentum eines jeden. Dort sitzt man, von morgens bis abends, unter dem goldenen Mantel der Sonne, im weichen rieselnden Sande, durchweht vom erfrischenden Meerhauch. Allein, oder mit Freunden, stumm sinnend, oder tief aufgewühlt, erlebt man die Größe des Meeres.

Menschen wandern am Strande vorbei, kommen und gehen, — leben ihr Leben mit ihren Leiden und Freuden, — allein, einsam und losgelöst als Einzelwesen und trotzdem tief ruhend in der Gemeinschaft der andern, dadurch, daß sie sich verwirklichen müssen, in sich selbst und mit Hilfe der andern. . . Weit draußen im Meere steuern schöne, schlanke Segel ihren unbekannten Zielen zu. Einmal auch verirrt sich ein kleiner, goldener Falter über dem wogenden Blau der Fluten, flattert und fliegt einem Ruhepunkt entgegen, bis er erschöpft und mit windzerfetzten Flügelein im Meere versinkt, und niemand weiß, daß hier ein kleines, lebensfreudiges Wesen seinen Kampf kämpfte bis ans Ende. — Haben die weißen Gleiter draußen in der Ferne nicht irgendwie Verwandtes mit den Verheißungen unseres Lebens, die auftauchen am Horizont und dadurch, daß wir sie uns nicht kraftvoll zu Eigen machen, — still lächelnd immer ferner schweben und verschwinden? Sind nicht manche unserer Hoffnungen dem goldenen Falterchen gleich? Sie leuchten und schweben weit voran, und müssen doch schließlich, weil wir nicht genug Glauben an ihre Verwirklichung aufbringen, mit windzerfetzten Flügeln im Meere versinken.

Es breitet das Meer seine Schleppe, es dehnt sich der weiße Sand, umsäumt von üppigem Grün, begrenzt von den Gipfeln der apuanischen Alpen, die streng und steil und greifbar nahe in die Luft ragen und die unbekannte Schönheit dieses Strandes hüten. Neben allem aber wölbt sich tief blau und hoch die Glocke des Himmels, — des Nachts mit ihrer Sternenbahn, — des Tags mit ihrer leuchtenden Sonne. . . Im Anblick solcher Größe löst sich in den Herzen der Erlebenden alles was gespannt und schwer und unüberwindlich schien auf, zu kraftvoller Ruhe und stiller Harmonie.

Luise Gysler, Florenz.

Die Erzieher hegen dabei die feste Ueberzeugung durch ihre gewissenstreue Erziehungsweise im Kinde die Liebe zum Guten zu wecken. In Wahrheit aber wecken sie nur die Liebe zu ihrer Person, Liebe oder Abneigung — und das wahre Gute geht leer aus.

Das ist das große Unrecht, das wir den Kindern antun, das ist die Sünde, die wir auf uns laden, daß wir unsere Person so breit und mächtig und unfehlbar vor das Kind hinstellen, daß wir vor ihm schlechthweg als gut gelten wollen. Das ist die unerhörte Anmaßung, mit der wir auf Schritt und Tritt uns erlauben, das Kind zu beeinflussen, zu erziehen nach unserm Geschmack, nach unserer herkömmlichen Meinung, nach unserm Glauben und Nichtglauben.

Als ob wir immer die Gewißheit hätten von dem, was diesem und jenem Kind wirklich frommt, was seine Natur verlangt, was sein Gemüt bedarf.

Liebe Mütter und Erzieherinnen, ich sehe sehe euer Kopfschütteln, ich höre eure Entgegnung: Unsere Kleinen wollen geführt sein, sie wollen uns als Autorität haben und wir leben im schönsten Verhältnis zu einander.

Gewiß, wo eine Erzieherin tüchtig ist in ihrem Beruf, mit sicherer Hand die Kinder zur Tätigkeit anzuleiten versteht, im richtigen Maß die nötige Abwechslung herzaubert, nicht zu scharf und nicht zu weich lenkt und führt — da verstecken sich die Schäden vor den Augen.

Sind sie deshalb nicht vorhanden? Die gutmütigen, unselbständigen Kinder lassen sich von euch leiten — mehr als gut und recht ist. Die stolzen beobachtenden Naturen nehmen mit in den Kauf, was sie sonst ablehnen und gegen was sie sich sonst aufbäumen würden in gesundem Instinkt. Das bedeutet ein Unterdrücken und macht nicht frei.

Ja, freilich: Die Kinder wollen und sollen geführt werden, aber nicht gezwungen. Das aufgezwungene Gute ist kein Gutes. Auch der leiseste Zwang macht unfrei. Gehorsam, Gewohnheit, Tätigkeit aus äußerm Zwang hervorgehend, ist wertlos oder verhängnisvoll für die innere Entwicklung. Wir müssen dem Kinde zu verstehen geben, daß wir dies und jenes wünschen, weil es uns gut dünkt, an sein Gefühl, an sein Verständnis, an sein Wollen müssen wir uns wenden, so daß sein Handeln aus dem Einverständnis mit uns hervorgeht.

Dies erfordert keineswegs ein langes und breites Erklären. Es verändert sich dabei oft nur die Satzstellung, oft nur der Ton der Stimme. Das genügt dem Kinde, denn sicher — wenn auch unbewußt — fühlt es unsere eigene Freiheit oder Unfreiheit, welch letztere sich eben kund gibt im Herrschenwollen und Gewaltbrauchen, was sich in unserm Ton, in unserer Miene verrät, viel deutlicher und viel öfter, als wir es ahnen.

Das sichere Empfinden des Kindes für das Wahre, Natürliche, Unberechnete spüren wir alle wohl. Wir freuen uns darüber und fördern es — so lange es übereinstimmt mit unserer Ansicht, so lange hauptsächlich dabei unserer Eitelkeit kein Hörchen gekrümmt wird, und insoweit sich das natürliche Wesen des Kindes in nicht mißzuverstehenden, lieblichen Aeußerungen zeigt. Wenn aber Ungeberdigkeit, Gereiztheit, Verschlossenheit, Widerspruch als verdunkelnde Wolke sich vorlagert — dann entrollen wir majestätisch unsere stets bereitstehende Autoritätsflagge über dem hilflosen Kind, verwirren sein unbewußtes Fühlen, statt es behutsam zu entwirren, führen kurzerhand sein Wollen zurück zu unserm Wollen; es darf uns doch nicht entrinnen, es soll unsern Weg gehen, zu unserer Fahne schwören.

Was erreichen wir in Wahrheit damit? Im besten Fall die „Gängelbanderziehung", die Abhängigkeit des Kindes von unserer Person, die jeder Frauenseele so süß ist — wenn diese nicht auf hoher Warte steht. Es ist aber diese Abhängigkeit dem Kinde das Hindernis, selbständig und frei zu werden, und macht dem Heranwachsenden das Loslösen so peinlich, sehr oft unmöglich. Je nach Charakter und Umständen können sich Erzieherin und Zögling, Mutter und Kind in solcher Unfreiheit glücklich und zufrieden fühlen. Doch in den meisten Fällen bewerkstelligt unsere Autoritätserziehung zahllose Ungelöstheiten, Gefühlsverdrängungen in der Kinderseele. Die lagern sich im Unbewußten, verhärten sich dort und wirken verhängnisvoll auf das sich weiterentwickelnde Leben. Jahrelang, lebenslang kann der Schaden, die Hemmung, andauern und das kleine und das groß gewordene Kind unglücklich machen.

Erst dann, und nur dann, wenn die Autoritätsfesseln fallen, steht der Mensch frei da vor seinem Schöpfer. Das unpersönlich Gute allein, das Wahre, ohne persönliche Färbung, darf dem Erwachsenen und dem Kinde Autorität sein. Diese aber [illegible] bindet und bis in die unscheinbarsten Handlungen und innersten Gedanken hinein.

Das Zurücktreten unserer Autoritätsperson hinter die waltenden göttlichen Gesetze, diese das Kind kennen lehren, ihm das Falsche jeder Furcht zeigen, die Unmöglichkeit der Wiedervergeltung, ihm zur Gewißheit verhelfen, daß die göttliche Liebesauswirkung der Sinn des Lebens ist, — daraus entsteht ein Verhältnis von uns zum Kinde, reiner und tiefer, als das schönste Autoritätsverhältnis. Es fühlt sich das Kind Hand in Hand mit dem Erwachsenen unter denselben Gesetzen stehend, kämpfend und strebend. Kein giftiger Widerspruch kann aufkommen, kein böser Trotz kann sich einstellen, weil die Vorbedingung dazu fehlt.

Ein unbedingter freiwilliger Gehorsam, ein unerschütterliches Vertrauen, eine vollkommene Natürlichkeit mit einem ungeahnten Sprießen und Wachsen schlummernder Fähigkeiten — fällt als Geschenk dem Erzieher in den Schoß, der diesen Weg der selbstlosen Erziehung wählt und geht.

—o—

Die österreichischen Frauen im Abbau der Staatsangestellten.

Beim Abbau der Staatsangestellten, der vor wenigen Monaten nach der durch die Genfer Vereinbarungen übernommenen Verpflichtung, Sparmaßnahmen durchzuführen, ernsthaft begonnen wurde, spielen die Frauen eine große Rolle. Ist doch in den österreichischen Aemtern und Betrieben, besonders seit im Kriege so viele Frauen eingestellt werden mußten, eine große Zahl weiblicher Kräfte tätig So wurde am 1. Juli 1921 erhoben, daß z. B. bei der Postverwaltung (inklusive Telegraphenwesen) 26 Prozent der Angestellten weiblich waren, bei den Vertragsangestellten (den Beamten der Ministerien, des obersten Rechnungshofes) 29 Prozent. Als die ersten Zeichen drohender Entlassungen in die Atmosphäre des „Sichgebergewähnens", die inmitten der wirtschaftlichen Stürme unserer Zeit doppelt behaglich empfunden wurde, tiefe Beunruhigung trugen, da hieß es sofort: „Vorerst müssen die Frauen heraus. Kein Mann darf vom Staat entlassen werden, so lange eine Frau noch im Dienste steht." Tag um Tag erscheinen Zeitungsartikel, in denen gegen die Beschäftigung der Frauen im Staatsdienste Front gemacht wurde. Der „Familienerhalter" mit all seinen Sorgen und seiner Verantwortung wurde der Oeffentlichkeit vorgeführt und die Stimmungsmacherei gegen die Frauen ging sogar so weit zu behaupten, daß „die Beamtinnen nur arbeiten, um sich seidene Strümpfe, Lackschuhe und sonstige als Attribute weiblicher Eleganz betrachtete Dinge kaufen zu können." Ja, die Bundesverkehrsbeamten übermittelten der Regierung eine Forderung, dahingehend, daß „einzig und allein ledige Doppelwaisen, bezw. solche Halbwaisen nach Bundesangestellten, die einen Elternteil erhalten müssen, im Dienst verbleiben, aber nur als Hilfsbedienstete verwendet werden dürfen."

Die weibliche Beamtenschaft sah diesem Kesseltreiben der „Herren Kollegen" nicht mit jener fatalistischen Ergebenheit zu, die bei einem Aufruhr gegen Frauenarbeit die weibliche Sache so oft schon geschädigt hat. Die Vorsitzende der Vereinigung der staatlichen Kanzleibeamtinnen — eine Organisation, die vom Abbau am meisten zu fürchten hatte — Frau Margarete Giardi ging resolut zum Bundeskanzler und erreichte durch ihre Geistesgegenwart und Tatkraft, daß im Abbaugesetz kein Unterschied zwischen Mann und Frau gemacht wird. Nur die Verminderung von Doppelbezügen aus öffentlichen Mitteln, eine Bestimmung, die jene weiblichen Angestellten, die Gattinnen von oder Witwen nach Staatsbeamten sind, berührt, wurde vorgesehen. Dagegen wurde bestimmt, daß Kriegerwitwen von den Härten des Gesetzes nicht betroffen werden dürfen.

Der Abbau setzte ein. Vorerst wurden die der Pensionierung nahen, höheren Beamten vorzeitig in den Ruhestand geschickt. Gleichzeitig wurde für den freiwilligen Austritt geworben, der mit einer besonderen Prämie belohnt wurde: mit einer in österreichischen Kronen berechtigten Millionenziffer — je nach der Länge der Dienstzeit — ergebenden Abfertigung. Und nun zeigte es sich, daß die Frauen selbst die Flinte ins Korn warfen. Die Männer, die die Gesetzgeber nicht auf ihrer Seite sahen wendeten das diplomatische Mittel der Ueberredung und das noch diplomatischere der Hinausekelung an, um die Frauen zur Erkenntnis der eigenen Abbaureife zu bringen. Dazu kam das Lockmittel der Millionenabfertigung. Ist es da zu wundern, wenn junge Mädchen, die sich um das öffentliche Geschehen so wenig bekümmern und die durch Erziehung und häusliche Weltanschauung gewohnt sind die männliche Autorität gelten zu lassen, die Flucht aus dem Staatsdienst ergreifen? „Es wird sich schon etwas anderes finden," so meinten die Mädchen, „und schließlich vielleicht kann ich auch etwas unternehmen oder gar heiraten." Aber die „andere" Stellung läßt sich in der wirtschaftlichen Depression, die auch Industrie und Gewerbe, Handel und Versicherungsunternehmungen zu Entlassungen zwingt, nicht finden. Jedem Beginnen stellen sich unendliche Schwierigkeiten entgegen — und das Heiraten läßt auf sich warten. Mit dem Warten schwinden aber die verhängnisvollen Millionen dahin, besonders wenn der Geldbesitz zu verschiedenen Anschaffungen verleitet. In der Ernüchterung, die mit den immer leerer und leerer werdenden Händen kommt, erkennen die Entlassenen, daß auf die Fastnachtsträume von Reichtum und Lebensgenuß ein Aschermittwoch des Bangens vor schwerstem Lebenskampf folgt.

Tausende und Abertausende Wiener Mädchen sind erwerbslos und die ungünstige geschäftliche Konjunktur bietet keine Aussicht zu ihrer Unterbringung. Nicht nur die Berufsberatung und die Arbeitsvermittlungen die dem Ansturm des Angebots ratlos gegenüberstehen, befassen sich mit der Frage, wie geholfen werden könnte. Auch die Frauenorganisationen sind um Hilfe bemüht. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß die nächsten Wochen irgendwelche Vorkehrungen gegen die Arbeitslosigkeit der Frauen, insbesondere der Jugendlichen, die sich erst beruflich entwickeln sollen, bringen werden.

Inzwischen muß der Abbau fortgesetzt werden. Entschlossener und umfassender als bisher. Denn den 25,000 bisher Abgebauten müssen bis zum 30. Juni d. J. noch 75,000 folgen. Der Zwang muß einsetzen, die Millionenabfertigungen, die das Staatsbudget so ungeheuerlich belasten, werden gekürzt. Selbstverständlich kann der Abbau vor den Frauen nicht Halt machen. Aber die Frauen fordern — zahlreiche Versammlungen werden zu diesem Zwecke veranstaltet — daß das, was das Gesetz vermeidet, nicht durch eine Mechanisierung in der Praxis erfolgen darf: eine Beeinträchtigung der Frauenrechte. Immer wieder wird der männliche Familienversorger in den Vordergrund geschoben. Die Frauen fordern, daß Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, persönliche Verwendbarkeit und Eignung ausschlaggebend sein, daß der Abbau der Frauen im Verhältnis zu ihrer Stärke vorgenommen werden und daß soziale Momente auch bei Frauen berücksichtigt werden müssen. Denn auch die Frauen sind Familienerhalter, und die Pflichten, die sie als Töchter erwerbsunfähiger Eltern und bildungsbedürftiger Geschwister auf sich genommen haben, sind ethisch noch höher einzuschätzen als die Pflichten, die dem Manne durch seine Eheschließung erwachsen, von der er selbst einen seelischen — wie oft auch einen materiellen — Gewinn für sein Leben erhofft.*)

Die Versammlungen und auch die Frauenorganisationen lassen es sich angelegen sein, die Frauen zu der Einsicht zu bringen, daß sie für ihr Recht auf Arbeit voll und ganz einstehen müssen. Es soll nicht mehr vorkommen, daß Frauen selbst fahnenflüchtig werden. Die Frauen müssen ausharren, sie dürfen sich nicht aufgeben, bevor das Schicksal nicht gegen sie stimmt.

Oesterreich läßt, wie manche andere Staaten erkennen, daß in einer Zeit, da eine reaktionäre Stimmung die Menschheit ergreift, da Land um Land in der Furcht vor den Umsturzlehren, die in der vom Haß und Mißtrauen zerfetzten Welt so kräftig in die Halme schießen, in der Rückkehr zum Credo des Konservativismus das Allheilmittel für eine vollkommene Weltgenesung erblickt, die Frauenerrungenschaften in Gefahr sind. Das Recht auf Arbeit war das erste Recht, wofür die Frauen kämpften. Wenn dieses Recht mißachtet wird, ist da nicht zu befürchten, daß auch die andern Frauenrechte in Gefahr kommen können? Die österreichischen Frauen haben daher nicht nur eine Pflicht gegen sich selbst, sondern gegenüber allen Frauen der Welt zu erfüllen, wenn sie für das Recht der Frau auf Arbeit demonstrieren, auch wenn sie mit schmerzlichsten Gefühlen konstatieren müssen, daß dieses Recht in einem wirtschaftlich verwüsteten Staat sehr oft nur ideellen Wert hat.

Gisela Urban.

*) Da auch der Lehrerstand durch den weiteren Abbau verringert werden muß, sind es insbesondere die verheirateten Lehrerinnen, die um ihre Existenz zu fürchten haben. Der von den Frauen lang und heiß bekämpfte Zölibat scheint wieder zur Herrschaft zu gelangen Die Landtage von Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Ober-Oesterreich, Steiermark und Kärnten haben sich bereits gegen die Tätigkeit verheirateter Lehrerinnen ausgesprochen.

Das natürliche Stilempfinden der ungarischen Frau.

Die Wohnung der ungarischen Dorfinsassen ist ein Bild des farbenprächtigen Mosaiks der geleisteten Heimarbeit der Frauen und Kinder. Nach getaner Feldarbeit zieht man sich in die enge Behausung zurück, wo nun alsbald die häusliche Heimarbeit ihren Anfang nimmt. Web-, Wirk-, Stick- und Spitzenarbeit sind die Hauptbeschäftigungen der Frauen, die sozusagen einen gewissen Stolz darin setzen, selbstschöpferisch tätig zu sein. Und die Erfolge dieser Bemühungen grüßen überall von Wänden, Tischen und Schränken, denn überall sieht man zierliche, farbenprächtige Deckchen und Luxustücher mit reichornamentierten Randverzierungen. Aber ebenso bunt wie diese Erzeugnisse sind, gestaltet sich auch die übrige Umgebung. Blumenbemalte Majolikakachelöfen, farbenprächtige Truhen und anderer bunter Hausrat paßt sich so der Umgebung an, daß man auch hier eine gewisse Harmonie der Formen und Farben herausfindet. Wenn man nun all die mannigfachen Arbeiten genauer betrachtet, so findet man aus dem Gesamtbilde bald heraus, daß sich verschiedene Stilströmungen wahrnehmen und unterscheiden lassen, so daß man im eigentlichen und richtigen Sinne von einer deutschen, einer ungarischen, einer slawischen und einer rumänischen Hausarbeit sprechen kann. Selbstverständlich lassen sich diese Richtungen nicht scharf auseinanderhalten und trennen, aber sie zeichnen sich doch durch gewisse Merkmale aus, die oft weit auseinander laufen oder umgekehrt so eng zusammenfließen, daß man verleitet würde, von einem ausgesprochenen ungarischen Nationaltypus zu sprechen. Die Verschiedenheit der Arbeit richtet sich also wie jeder leicht erraten wird, nach dem Volkscharakter und den lokalen Verhältnissen. Bald da, bald dort kommt ein Erwerbszweig direkt zu einer industriellen Ausreife und entwickelt sich zur regelrechten Fabrikindustrie, während an anderer Stelle Heimarbeiten wie eine Volkskunst sich von Glied zu Glied vererben, nicht aussterben, aber auch nicht zu einer besonderen Entwicklung kommen. Im Bacser, Arader und Torontaler Komitat beispielsweise blüht Weberei und Stickerei. Spitzen werden geklöppelt im Saroser Komitat, in Schäßburg und Umgebung und im Honter und Sohler Komitat. In den erwähnten Gebieten zeigt die Heimindustrie bereits eine industrielle Entwicklung. Gobelinartige Gewebe, Tücher, Gürtel und Haubenstoffe, mit Gold und Silberfäden durchwirkt, bilden die Hauptarbeit. Neben der Weberei ist die Stickerei allgemein verbreitet und das ungarische Mädchen genießt kein Ansehen, wenn es auf diesem Handarbeitsgebiet nicht eine besondere Geschicklichkeit und Fertigkeit nachweisen kann. Interessant sind die Untersuchungen O. Parkerts darüber, wie die verschiedenen Bevölkerungsschichten Stickereiarbeiten vorziehen oder zurückstellen. Bei den Rumänen z. B. ist die Kreuzstichstickerei im größten Ansehen, während die Slaven Plattstichcharbeiten vorziehen. Anderseits wieder haben sich Goldstickereien bei den serbischen Einwohnern stark eingebürgert und hauptsächlich im Torontaler Gebiet leisten die Frauen in dieser Richtung Mustergültiges. Und tatsächlich, wenn man diese Arbeiten genau überprüft, und beispielsweise den Rand eines einfachen Umhängetuches untersucht, dann wird man die mit Bunfiede wirklich kunstvoll in Gold- und Plattstich hergestellten Muster bewundern und selbst zu dem Urteil kommen, daß hier ein echtes Stück Volkskunst geleistet wurde; Ornamentierung und Farbengebung spielen hier allerdings eine eigenartige Auffassung wieder, aber sie verrät Volkskunst und das genügt. Geschmack und Farbensinn verraten trotz des bunten Durcheinanders fast alle Arbeiten und da man sicher annehmen kann, daß die Frauen von außen keinerlei führende Anleitungen erhielten, so muß man hierin den Naturausdruck echten Stilempfindens sehen. Die Buntstickereien, die ja mit Vorliebe auf den Kleidern und Leibchen verwendet werden, zeigen bald grelle, bald gedämpfte Farbentöne. Man muß dem ungarischen Volke nachrühmen, daß es die heimischen Erzeugnisse zu achten, zu würdigen und zu schätzen weiß, was immer angenehm berührt, und auf großes Heimatgefühl schließen läßt.

L. Jerosch.

Zeyneb's Bräutigam.

Von Mehmet Sadi*), übersetzt von Christel Herrmann.

Noch lag das Dorf im Schlummer. Grau und ruhig ragten die fernen felsigen Gipfel in den fahlen Himmel am Horizont. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, es war ein frischer Morgen im Mai. Die mit rotem Mohn durchwirkte, grüne Vor einem geschlossenen Stall an der mit Staub und Stroh bedeckten Dorfstraße dicht neben einer Egge mit zerbrochenen Rädern grüßten zwei Ochsen das Erwachen des Tages mit ihrem dumpfen Brüllen und hie und da begannen die Hähne ihren wechselseitigen Ruf. Ein Schäferhund, den breiten, weißen Kopf zwischen den Pfoten, schlief noch ruhig und fest.

Zeyneb öffnete die Augen und ihr schmachtender Blick streifte schlaftrunken die Dinge, die sie umgaben. Die Stubendecke von gewöhnlicher Erde war mit unzähligen Fliegen bedeckt. Durch das Fenster, dessen zerbrochene Scheiben durch Papierfetzen ersetzt waren, stahl sich ein schmutziges Licht, das die bleichen Wangen Zeynebs liebkoste. Auf einem Gesims standen 2 Gläser im Durcheinander aufgetürmter Schüsseln — auch all dies schien zu schlummern, — und Zeyneb träumte weiter vor sich hin. Endlich erhob sie sich. Langsam kleidete sie sich an und begab sich in den Hof. Eine Kuh, einige Ziegen, an einer Mauer gelagert, drehten ihre Köpfe langsam zu ihr hin und blöckten leise. — Zeyneb nahm zwei Holzkrüge, die dicht bei der Türe standen, und schritt zur Quelle. Sie schritt dahin im feuchten Grase, das ihre Füße und den Saum ihres Kleides netzte. Dann stieg sie hinab mitten durch die Felsen, vorsichtig die zerklüfteten Stellen meidend, und füllte die Krüge. Nun wandte sie ihr Haupt und sah nach den hohen Felsen. Die Sonne war aufgegangen. Langsam kehrte die Herde des Dorfes von der Weide zurück, wo sie die Nacht verbracht hatte, und durch die morgendliche Stille drang das Blöcken der Schafe. Zeyneb erklomm wieder ihren felsigen Pfad. Ermüdet durch den Aufstieg ließ sie sich an einer Böschung zu Füßen eines Baumes nieder. Aus den Schornsteinen des Dorfes stieg der blaue Rauch in die ruhige Luft. Zeyneb dachte an vergangene Dinge. Stunden der Freude und der Trauer zogen an ihrem Auge vorüber. Sie war 20 Jahre alt und ihr ganzes Leben erschien ihr wie ein einziger Tag. Sie wußte schon lange, daß ihre Mutter gestorben war bei ihrer Geburt. Eine mürrische Stiefmutter hatte sie aufgezogen, aber auch diese schlief schon seit zwei Jahren in dem kleinen Friedhof, wo kein Baum Schatten spendete. So hatte Zeyneb Mutterliebe nie gekannt Sie lebte in einer Hütte, die einem Grabe ähnlicher war als einer menschlichen Behausung mit ihrem nackten Boden und der Decke aus Erde. Sie lebte hier mit ihren beiden Brüdern und ihrem Vater, den das Alter von Tag zu Tag tiefer beugte.

An all das dachte Zeyneb. Dann erhob sie sich und setzte ihren Weg fort. Die Krüge waren schwer. Noch einmal mußte sie sich in der Nähe des Friedhofes ausruhen. Ein Kind hütete dort eine Herde Schafe. „Hadidja, sind die unsern auch dabei?" frug Zeyneb. Die Kleine lächelte und nickte mit dem Kopfe Und wieder träumte Zeyneb. — Sie träumte, wie gut es für sie wäre, noch eine Schäferin zu sein wie jenes Kind, wie sie selbst vor acht Jahren es war, und an nichts denken zu müssen, — an nichts mehr. — Ja, ihr Hassan, wer weiß, auf welch brennendem Sande, in welcher Einöde er wartete — mit seinen vom ewigen Suchen ermüdeten Augen in vergeblicher Hoffnung auf Nachricht aus seinem Heimatdorfe harrte.

Auf dem Friedhof war es, wo sie einst mit Hassan zusammenkam, Barfuß, den Fez zerrissen, das Hemd zerlumpt, seinen Stecken in der Hand, sein Brot in der Hirtentasche, so weidete er hier seine Schafe; von Zeit zu Zeit konnten sie sich begegnen — sie waren Geschwisterkinder, von frühester Jugend einander verlobt. Wie einfach war diese Verlobung! Auf dem zerrissenen Fez des Burschen ein blauer Knopf, auf dem Haupte des Mädchens der Schmuck eines farbenprächtigen Tuches — das waren die einzigen Zeichen. Dann hüteten beide die Herde des Dorfes, dicht nebeneinander gelagert im sonnendurchglühten Friedhof. — Die Jahre vergingen, Hassan mußte zum Regiment. Er schied von Zeyneb mit den Worten: „In drei Jahren kommt ich wieder. Du wartest auf mich, ein Jahr fliegt dahin, ohne daß man es merkt." Und er war gegangen, leise weinend hatten sie sich getrennt.

Man wußte nicht genau, in welche Gegend er gebracht worden war. Die Zurückkehrenden sprachen von Städten und Dörfern, umrahmt von lockenden Feldern oder von Kiefernwäldern. Aber es gab ein Land, von wo man nicht zurückkehrte — Yemen. Wenn man den Namen aussprach, dann sah man, wie sich die Greise durch den Bart fuhren, die alten Weiber ihre Köpfe hoben und die jungen mit ihrem Schleier sich die Tränen aus den Augen wischten: ein fernes, fernes Land. Ehe man hinkam, mußte man über weite Wasser und brennende Erde. Dort hatte der Feldhüter seine drei Söhne verloren, er sagte, es sei ein Land wie die Hölle.

Sechs Monate nach Hassans Abschied kam ein Brief von ihm, — so war er also doch dort! Aber Zeyneb dachte: „Nicht alle müssen unbedingt, ja unbedingt sterben, die dorthin gehen." Ein Jahr lang kamen Briefe von da unten her. Hassan schrieb, eine Höllenglut senge ihm den Schädel, seine Füße dörre der Sand. Oft ließe er sich im Schatten eines Baumes nieder, und denke an die großen, grünen Birken seiner Heimat.

Aber seit zwölf Monaten hörte man nichts mehr, niemand kam von jenem Land zurück, niemand brachte Nachricht. — Und deshalb glänzten in den Augen der jungen Brut jetzt Tränen. Sie sah Hassan im Schatten irgend eines kahlen Strauches, im brennenden Lande, das zweifellos jener Gegend glich, die sich schattenlos und regenarm hinter dem Dorfe ausbreitete. Sie sah ihn in Erwartung froher Botschaft mit dem Tode ringen in Verzweiflung und Verlassenheit. Und dieser Gedanke marterte sie, ihre Tränen strömten stärker,

*) Mehmet Sadi gehört zu den Freiheitsmärtyrern der Regierung Abdul Hamids. Als junger Dichter machte er aus seiner freiheitlichen Gesinnung keinen Hehl und seine Essays atmeten glühende Vaterlandsliebe und begeisterten die freidenkende Jugend. Dies und die Veröffentlichung seines Dramas „Watan" (Vaterland) das begeisterte Aufnahme fand, veranlaßte den Sultan, ihn in die Verbannung zu schicken. Jahrelang lebte er als Unterpräfekt in Anatolien und benützte die Zeit, sein geliebtes Volk dort in seiner Einfachheit immer mehr kennen u. schätzen zu lernen, denn nicht der wilde Kurde oder der von europäischer Kultur angekränkelte Konstantinopeler repräsentiert den wahren türkischen Charakter, sondern der einfache anatolische Bauer. Als der Sturz Abdul Hamids dem Dichter erlaubte, zurückzukehren, brachte er eine Sammlung von Novellen als Frucht der einsamen Jahre mit. Vorstehend eine dieser kleinen schlichten Erzählungen. Der Balkankrieg führte Mehmet Sadi unter die Fahnen, und ich kann nicht sagen, ob er zurückkehrte. Er wird wohl wie so viele andere in einem der zahlreichen Kriege als Opfer seiner leidenschaftlichen Vaterlandsliebe gefallen sein. Sein Andenken aber lebt fort in seinen schlichten, tief empfundenen Dichtungen.